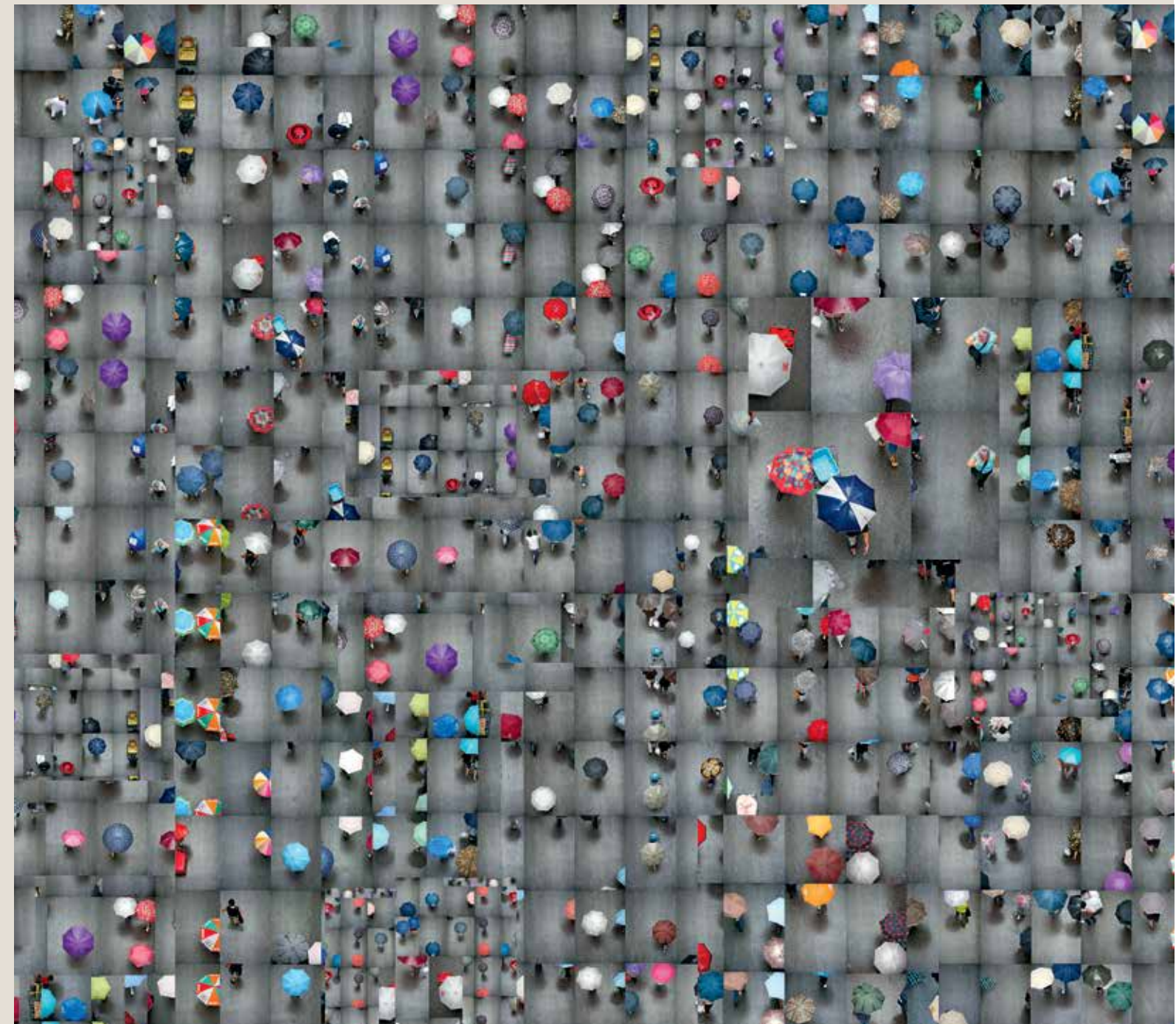


Magazin Stadt

10. Jahrgang :: Oktober 2015

19

Robert Bosch **Stiftung**



Liebe Leserin, lieber Leser,



Im Jahr 2008 erreichte die Weltbevölkerung weitgehend unbeachtet einen bedeutenden Meilenstein in ihrer Entwicklung: Erstmals lebten mehr Menschen in der Stadt als auf dem Land. Vorausgegangen

war eine gewaltige Völkerwanderung. 1950 lag der Anteil der Stadtbevölkerung gerade mal bei 30 Prozent. Und der Prozess der Verstädterung wird sich weiter fortsetzen. Nach Prognosen der Vereinten Nationen werden 2030 bereits 60 Prozent der Menschen in Städten leben, 2050 sogar 70 Prozent.

Anfangs ist es vor allem die Suche nach Arbeit und besseren Lebensperspektiven, die die Menschen in die Städte zieht. Das galt in Deutschland und anderen Industriestaaten im 19. Jahrhundert und wiederholt sich jetzt in den aufstrebenden Schwellenländern überall auf der Welt.

Doch um als Lebensraum zu funktionieren, müssen Städte mehr bieten als Arbeit, Wohnraum und eine intakte Infrastruktur. Städte sind der Ort, an dem Menschen zusammenleben. Hier wohnen verschiedene soziale Schichten nah beieinander, hier müssen immer weniger Junge und immer mehr Alte miteinander klarkommen und Migranten ihren Platz in der Gesellschaft finden.

Es ist daher kein Wunder, dass viele Praxisprojekte der Robert Bosch Stiftung einen engen Bezug zu Städten und Kommunen haben – sowohl in Deutschland als auch international. Wir setzen vor allem auf eine lebendige Zivilgesellschaft und Netzwerke, in denen Bürger, Verwaltung, Kultureinrichtungen und Wirtschaft aktiv zusammenarbeiten. Wie fast immer in der Stiftungsarbeit geht es um modellhafte Lösungen und Anstöße zu einer nachhaltigen Entwicklung – getragen von aktiven und kreativen Menschen vor Ort.

Kommen Sie mit nach Berlin, Griesheim, Shanghai und in die anderen Städte unserer Arbeit!

Ich wünsche Ihnen viel Freude beim Lesen!

Ihr

Stef Schott

Stefan Schott, Bereichsleiter Kommunikation

4

Griechenland steckt in der Krise, aber das bürgerschaftliche Engagement in Athen lebt: Zur Neuerfindung eines Platzes

32

Wo Flüchtlinge, Hotelgäste, Künstler und Freiwillige zusammenkommen: Das Grandhotel Cosmopolis in Augsburg



:: Inhalt

4 Ein Platz an der Sonne

Anwohner und engagierte Bürger bringen gemeinsam neues Leben auf den Athener Varvakeios-Platz. Sie sind die »Actors of Urban Change«

12 Städte müssen einen Weg finden, sie selbst zu sein

Im Gespräch mit dem Städteforscher Charles Landry

14 Oper im Kiez

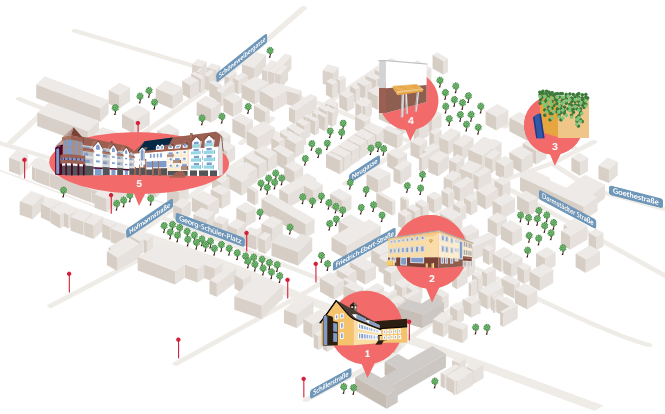
Ensemblemitglieder der Komischen Oper Berlin fahren im Kleinbus durch die Stadt – und erreichen Menschen, die sonst kaum Zugang zur Oper haben

16 Mehr Freiraum für die Megastadt

Zwischen Smog und Häuserschluchten überlegen die »Stadtmacher«, was die Zukunft chinesischer Städte ist

24

Wie die Stadt Griesheim für ihre älteren Bewohner »besitzbar« wurde



16 Ein chinesischer Umweltingenieur sucht Zuflucht in seinem Schrebergarten, wenn ihm die Megacity Shanghai zu viel wird

20 Nachhaltig, bitte schön!

Drei Teilnehmerinnen des Robert Bosch Foundation Fellowship Program sprechen über Nachhaltigkeit in Deutschland und den USA

22 Städte sind Opfer und Täter

Ein Essay von Professor Hans Joachim Schellnhuber

24 Älter werden in der Stadt

Die »Besitzbare Stadt« Griesheim und das Saarbrücker Projekt Mobia: Kandidaten des Deutschen Alterspreises

28 Der Türöffner

Islamberater Hussein Hamdan hat eine besondere Aufgabe: Er hilft Städten und Gemeinden, Kontakte zu knüpfen zwischen Christen und Muslimen

31 Viel mehr als Religion

Muslimen vermitteln ehrenamtlich zwischen ihrer Gemeinde und Kommunen, zum Beispiel in Hamm

32 Menschen nehmen, wie sie sind

Flüchtlingsheim, Hotel und Kunstateliers unter einem Dach – Im Grandhotel Cosmopolis in Augsburg geht das, und alle profitieren davon

36 Stadtbesichtigung

Die Chamisso-Preisträgerin Zehra Çırak hat sich auf eine lyrische Suche nach der idealen Stadt begeben

38 Nachrichten aus der Stiftung

43 Personalien und Impressum



Mitten im
Athener Zentrum
gelegen und doch
kaum ein Mensch
in Sicht: der
Varvakeios-Platz

:: Ein Platz an der Sonne

Seit Jahren ächzt Griechenland unter der Wirtschaftskrise. Viele haben mit der Arbeit auch die Hoffnung verloren. Doch die Menschen am Varvakeios-Platz stemmen sich gegen die Depression. Sie hauchen dem verwaisten Platz neues Leben ein

Von Alkyone Karamanolis

Über die aufgetürmten Paprika reicht Stephania Xydia dem Gemüsehändler einen bunten Flyer. »Morgen ist es so weit.« Es ist die Einladung zu einem gemeinsamen Dinner auf dem Athener Varvakeios-Platz. »Um sieben Uhr abends geht's los, es wird Essen geben, Musik und eine Ausstellung mit den besten Vorschlägen für den Platz.« Der Händler wiegt einer Kundin ein Kilo Tomaten ab. Es ist kurz vor Mittag, um diese Zeit ist auf dem Markt am Varvakeios-Platz viel los. Nach Marktschluss werden freilich Menschen kommen, die das angestoßene und weggeworfene Obst und Gemüse aus dem Müll am Straßenrand klaben – ein Phänomen der Krise. Doch noch ist es nicht so weit. Noch inspizieren Kunden die Ware auf den Bänken. Kartoffeln, Zwiebeln, Tüme von Paprika und Tomaten. Außerdem Kirschen, dekoriert mit schneeweißen Gardenien, Pfirsiche, Aprikosen. Während der Gemüsehändler die Einladung studiert, ergänzt Stephania: »Es wäre toll, wenn jeder von euch etwas Gemüse fürs Dinner beisteuern könnte, was ihr halt entbehren könnt.« Der Mann nickt, Stephania Xydia verabschiedet sich und zieht weiter.

Mit ihr unterwegs sind Mary Karatza und Stelios Voulgaris. Das Dreiergespann hat sich im Herbst 2013 gefunden, um gemeinsam als »Actors of Urban Change« in Athen aktiv zu werden. Dabei brachten sie ihr Know-how aus ihren verschiedenen Arbeitsbereichen ein: Stephania Xydia, die

>

Ein Obsthändler mit der Einladung zum Abendessen: Welche Ideen hat er für die Zukunft des Platzes?



> sich mit ihrer NGO »Place Identity gr« schon seit längerem für mehr Bürgerbeteiligung in der Stadt einsetzt, die Innenarchitektin Mary Karatza als Vertreterin aus der Wirtschaft und Stelios Voulgaris von der Athener Stadtverwaltung. Gemeinsam mit den Händlern und den wenigen Anwohnern, die es an dem Platz überhaupt noch gibt, haben sie in mehreren Workshops über ein Jahr lang Ideen für den Platz erarbeitet. Das Projekt hat die Gelegenheit für etwas geboten, was für Griechenland ungewöhnlich ist, nämlich vom Bürger her zu denken: Was macht den Platz so unwirtlich, was ist bei der Planung schiefgelaufen, wie müsste der Platz aussehen, um angenommen zu werden? Sogar die notorisch unwirschen Händler haben sich auf den Workshops blicken lassen. Endlich war da jemand, der an ihrer Meinung zum Platz interessiert war.

Wobei die Bezeichnung »Platz« den Ort eigentlich schönredet. Bei der letzten Überplanung, 2004 kurz vor den Olympischen Spielen, wurde ihm eine Tiefgarage einverleibt. Deren überdachte Einfahrt teilt den Platz seitdem in zwei. Wenn die Händler nachmittags ihre Bänke hochklappen,

kommt hier niemand mehr her – und Anwohner gibt es ohnehin nur mehr wenige. Daran ist freilich nicht nur die Tiefgarage schuld. Die Entvölkerung des Athener Stadtzentrums hat in den 80er-Jahren begonnen. Die Krise der letzten Jahre hat ihr Übriges getan: Viele Geschäfte haben geschlossen, Büros sind umgezogen, die Häuser im Zentrum Athens verfallen. Auch den Varvakeios-Platz säumen leerstehende Gebäude mit vom Schmutz trüben Fenstern und blätterndem Putz. Alteingesessene Einwohner gibt es kaum mehr. Wären da nicht der Markt und die umliegenden Kramläden, die in der Regel von Einwanderern betrieben werden, die Gegend wäre tot.

»Wir hätten uns keine schwierigere Community aussuchen können«, sagt Stephanía Xydia rückblickend. Wenn es hier geklappt hat, muss es überall funktionieren, ist sie überzeugt. »Die Händler fangen um vier Uhr morgens zu arbeiten an. Wenn sie schließen, wollen sie eigentlich nur heim, um sich auszuruhen für den nächsten Tag.« Trotzdem waren sie da, bei den Workshops, als es darum ging, wie man den Platz beleben könnte. »Wenn wir ihnen verbindlich hätten zusa-



Stephania Xydia setzt sich seit Jahren für mehr Bürgerbeteiligung ein. Dank ihrer offenen Art konnte sie sogar die Händler vom Markt zum Mitmachen bewegen (u.)



gen können, dass die Ideen auch umgesetzt werden, wären die Leute mit noch viel größerer Begeisterung bei der Sache gewesen«, sagt Mary Karatza. Die Innenarchitektin war als Actor of Urban Change aus der Wirtschaft mit im Boot. »Das bedeutet aber gewiss nicht, dass es hier keine Bürgergesellschaft oder keine Freiwilligenarbeit gibt«, wehrt sich Stephania gegen ein im Ausland beliebtes Klischee. »Nur ist das hier nicht institutionell organisiert. Die alte Frau bei mir im Viertel, die jeden Tag die Streunerkatzen füttert und ihnen frisches Wasser hinstellt, nie käme sie auf die Idee, sich als Volunteer zu bezeichnen.«

Inzwischen ist die Gruppe vor einem der Marktrestaurants angelangt. Der Betreiber wird morgen seine Küche zur Verfügung stellen. Freiwillig, versteht sich. Während Stephania mit >

Eine überdachte Garagen-einfahrt teilt den Platz in zwei. Und Anwohner gibt es ohnehin nur wenige



Vorbereitungen für das große Abendessen: Bunte Luftballons und Pflanzen zur Dekoration



»Warum mache ich bei diesem Projekt mit?« steht auf der Papiertischdecke. Sie ermutigt dazu, noch einmal über das Projekt und die eigene Motivation nachzudenken (u.)



- > dem Mann die Details bespricht, verteilt Stelios Flyer. »Vertrauen ist ein wichtiges Thema«, sagt er. Stelios Voulgaris ist der Actor of Urban Change aus der Athener Stadtverwaltung. »Die Bürger in Griechenland sind der Verwaltung gegenüber sehr misstrauisch. Gleichzeitig ist aber auch die Verwaltung misstrauisch gegenüber den Bürgern. Sie hat Angst davor, Kompetenzen abzugeben und die Kontrolle zu verlieren.« Das Projekt, das verschiedene Akteure miteinander ins Gespräch gebracht hat, hat Brücken gebaut, ist sich die Gruppe sicher. Schließlich sind die einzelnen Menschen in der Verwaltung sehr am Kontakt mit den Bürgern interessiert, ist etwa Stelios' Erfahrung. »Die Stadtplaner sitzen in ihren Büros, sie leben oft in weit entfernten Vororten, und wenn sie Vorschläge erarbeiten müssen, sind sie schlicht ratlos.« Und

Fotos: Spiros Katapodis/ BILDschÖN GmbH



Slow Food und Urban Gardening? Das sind nur einige der Ideen für den Varvakeios-Platz



Die Diskussion über die Zukunft des Platzes ist angestoßen und sie wirft weitere Fragen auf: Wie können die Ideen Realität werden?

so hat sich das Projekt am Varvakeios-Platz schnell herumgesprochen. »Vor kurzem hat sich eine Architektin aus dem Athener Planungsreferat bei uns gemeldet. Die Stadt will eine alte Mehrzweckhalle für einen Kreativ-Basar umbauen, und angeregt von unserem Projekt hier hat uns die Planerin gebeten, sie mit entsprechenden Gruppen oder Bürgerinitiativen in Verbindung zu bringen.«

Auch der Varvakeios-Platz selbst sei in vieler Hinsicht typisch für das Kommunikationsproblem zwischen Bürgern und Verwaltung, sagt Mary. »Er ist am grünen Tisch geplant worden, ohne jede Bürgerbeteiligung.« Das gehe zwar schnell, doch die Probleme würden später sichtbar. »Wir haben viele Plätze in der Stadt, die von den Bürgern nie angenommen worden sind. Deshalb wollten wir mit diesem Projekt auch vor allem bei der Frage ansetzen: Wie wird der öffentliche Raum in Griechenland geplant? Was muss sich verbessern?«

Am nächsten Abend kann man einen Eindruck davon bekommen, wie der Varvakeios-Platz aussehen könnte, wenn er frequentiert würde. Eine der Bürgerideen für seine Belebung war, den Platz zu einem Informationspunkt für gesunde Ernährung umzugestalten. Zur Einstimmung ist heute Abend ein langer Tisch aufgebaut, an dem Slow Food serviert wird – also regionale und traditionell hergestellte Produkte, die als Gegenentwurf zum Fast Food gelten. Die Zutaten haben die Händler gespendet – eine bemerkenswerte Offerte, wenn man bedenkt, dass ihr Umsatz in den Jahren der Krise um bis zu 70 Prozent zurückgegangen ist. Das Bürgerprojekt war es ihnen aber wert: Es gibt Schinkenplatten, Käsetaschen, Süßes, >



Europäische Städte lebenswerter machen

Im Pilotprojekt »Actors of Urban Change« haben sich Teams in zehn europäischen Städten gebildet und lokale Projekte umgesetzt – für bessere Lebensbedingungen in ihrer Stadt, mehr Bürgerbeteiligung und Nachhaltigkeit. Jedes lokale Team umfasste dabei Akteure aus Kultur, Verwaltung und Wirtschaft. Als Actors of Urban Change arbeiteten sie 18 Monate lang lokal in ihren Städten – etwa in Berlin, Athen oder Bratislava, aber stets im europaweiten Austausch mit den anderen Teams. In Bratislava engagierten sich die Actors of Urban Change für nachhaltige Mobilität. Jeden Mittwoch ist die »Bike Kitchen« Anlaufpunkt für alle, die sich für das Fahrradfahren als gesunde und umweltfreundliche Alternative zum Auto einsetzen. Ihre White Bikes sind die ersten Leihfahrräder in Bratislava – Smartphone-gestützt und gratis. Das Projekt »Moabiter Mix« aus Berlin schuf niedrigschwellige Angebote für alle Kiezbewohner. Ob Flohmärkte mit lokalen Handwerkern oder mehrsprachiges Public Viewing zur Fußballweltmeisterschaft: Im Fokus standen Ressourcenschonung und der Austausch im heterogenen Bezirk Moabit, um den sozialen Zusammenhalt der lokalen Community zu stärken. »Actors of Urban Change« ist ein Programm der Robert Bosch Stiftung in Kooperation mit dem MitOst e. V. Die zweite Runde mit neuen Teams beginnt im Dezember 2015.

www.bosch-stiftung.de/urbanchange

- > Wein und Salat, alles aus der Region – und natürlich das Ratatouille aus dem Marktrestaurant. »Ich wünsche mir ...«, steht auf dem weißen Papiertischtuch, daneben liegen Stifte, die Gäste dürfen ihre Ideen festhalten. Ein DJ legt Musik auf, die Stimmung ist entspannt. Er warte seit Jahren darauf, dass das Stadtzentrum wieder aufgewertet werde, erzählt Konstantinos Karantinos, dem eines der Gebäude gehört, die den Platz säumen. Die Workshops, an denen er selbstverständlich teilgenommen hat, haben ihm Hoffnung gegeben, dass Wandel möglich ist. Man habe sich durch das Projekt besser kennengelernt und vernetzt, sagt auch die Architektin Katerina Pitouli, die zu einer kleinen Gruppe von Kreativen gehört, die vor rund zehn Jahren in das Athener Stadtzentrum gezogen sind und die sich seither für ein lebenswertes Umfeld einsetzen.

Später werden die Gäste gemeinsam sogenannte Seedbombs mit Pflanzensamen auswerfen. Denn ein weiterer Vorschlag – genau genommen ist es der von Katerina Pitouli – sieht vor,



So sieht der Athener Varvakeios-Platz aus, wenn sich dort Menschen treffen

auf diesem zwar begehbaren, am Ende aber wenig geliebten Tiefgaragendach, das den Platz dominiert, eine grüne Oase zu schaffen. Ein Samen ist aber schon gesetzt: Bürger aus der Kleinstadt Mesologgi wollen nach dem Vorbild der Athener Actors of Urban Change ein eigenes Bürgerprojekt aufziehen, man ist schon miteinander in Kontakt. Aber auch die Stadtplaner aus der Athener Stadtverwaltung sind auf die Gruppe rund um Stephania Xydia zugekommen: Ein Gebäude auf dem Platz muss renoviert werden, demnächst wird der Bauträgerwettbewerb ausgeschrieben. Ob die Actors of Urban Change nicht die Ideen einreichen möchten, die sie gemeinschaftlich für den Platz erarbeitet haben? Noch ist nichts entschieden, mit ein wenig Glück aber könnten die Vorschläge der Actors of Urban Change bald Wirklichkeit werden.



Alkyone Karamanolis ist ein großer Fan der Stadt Athen. Die bunte, anarchische Gegend rund um den Varvakeios-Markt und die leisen Veränderungen dort hatten es ihr schon immer angetan.



Ein Freiwilliger gießt eine Pflanze auf dem Platz – der Startschuss für eine grüne Oase?

:: »Städte müssen einen Weg finden, sie selbst zu sein«

Was haben Abu Dhabi, Adelaide und Mannheim gemeinsam? Sie vertrauen dem Rat des Städteforschers Charles Landry. Auch bei der Auswahl der Projekte für die »Actors of Urban Change« ist er mit im Boot. Sein Credo: Städtebau muss den Menschen in den Mittelpunkt stellen



Charles Landry bei der Abschlussveranstaltung des Programms »Actors of Urban Change« in Berlin

:: Sie sind Experte für das Stadtleben. Was macht das Leben in der Stadt lebenswert?

Charles Landry: Oft sage ich, dass man den kreativen und großartigen Ort in fünf Punkten zusammenfassen kann: Man benötigt eine Art von Verankerung, etwas Vertrautes wie etwa Tradition oder Erbe. Dann gibt Ihnen ein guter Ort Möglichkeiten: Ich kann verschiedenste Dinge machen und etwas erreichen. Als dritten Punkt nenne ich die Stadt einen Ort der Verbindung. Damit meine ich die Verbindung zwischen Ihnen und mir und den Menschen rundherum in meinem kleineren Umfeld. Aber auch die Verbindung in die weitere Welt: Ich bin zwar hier, aber

»Die Stadt kann eine Lernlandschaft sein«

es fühlt sich kosmopolitisch an. Und das bedeutet für mich auch Verbindung und Transport, Eisenbahn, Flugzeuge und so weiter. Der vierte Punkt, der das Stadtleben lebenswert macht, ist die Möglichkeit, persönlich zu wachsen. Die Stadt kann eine Lernlandschaft sein, die nicht aus Studierenden besteht, sondern in der Sie sich auch noch entwickeln können, wenn Sie älter werden. Und schließlich eine Art Inspirationsinn – historische Inspiration war oft die Kirche. Heutzutage könnte es immer noch die Kirche sein, aber auch Schönheit dient als Quelle für Inspiration.

:: Sie betonen stets die Bedeutung von Kultur als Schlüsselement. Wie sehen Sie den Zusammenhang zwischen Kultur und den gerade genannten Aspekten des Stadtlebens?

Landry: Alle diese fünf Aspekte beziehen sich auf Kultur. Aber der wesentliche Punkt für Städte ist heute, einen Weg zu finden, sie selbst zu sein, unverwechselbar zu sein. Die Besonderheit von Städten ist das Kernstück ihrer Kultur. Kultur ist die DNA der Stadt. Das Problem ist allerdings, dass Kul-

tur oftmals nur als ein zusätzliches Element angesehen und nicht als Mittelpunkt der Entwicklung selbst erkannt wird.

:: Welche praktischen Maßnahmen können Städte ergreifen, um für die Bürger lebenswerter zu werden?

Landry: Eine wesentliche Entwicklung, die in den letzten dreißig Jahren stattgefunden hat, ist jene, dass Menschen versucht haben, die Stadt von einer Vorstellung aus umzurüsten, von der wir heute verstanden haben, dass sie die Stadt nicht sehr lebenswert gemacht hat. Das ist eine Stadt, die durch das Auto beherrscht und vom Auto bestimmt wird. Heute möchten wir wieder in die andere Richtung: hin zu einer Stadt, die begehbar ist, in der öffentliche Plätze und der öffentliche Raum sehr viel wichtiger werden. Man muss umrüsten – wenn man den Blick nach Europa richtet, sieht man überall, dass Menschen dem Auto den Rücken kehren, vieles ins Unterirdische verlegen, wie beispielsweise Düsseldorf oder Köln. Es findet ein wesentlicher Wandel statt: Städtebau ist nicht mehr nur Bautechnik, sondern verfolgt einen Ansatz, der mehr auf die Menschen selbst fokussiert.

:: Warum ist es wichtig, dass sich die Menschen bei der Planung und der Gestaltung ihrer Stadt beteiligen?

Landry: Wenn Sie mit Menschen sprechen, die in Städten leben, sind sie die Experten für ihr eigenes, ganz bestimmtes Leben und sie verfolgen normalerweise eine Agenda. Das wird oft vergessen, wenn man die Dinge von einem zu spezialisierten und professionellen Blickwinkel aus betrachtet. Ich glaube, dass die Gestaltung einer guten Stadt gleichzeitig von oben nach unten und umgekehrt erfolgen muss. Wenn man die Menschen in die Gestaltung von Städten miteinbezieht, ist es wahrscheinlicher, dass man eine resiliente Stadt schafft. Eine Stadt, in der die Menschen Entscheidungen gemeinsam tragen, sogar wenn sie nicht mit ihr übereinstimmen. So sind diese Entscheidungen schließlich auch nachhaltiger.

»Kultur ist die DNA der Stadt«

:: Es scheint ein einfaches Kalkül zu sein, die Menschen einzubeziehen. Warum kommt das nicht öfter vor?

Landry: Weil es ziemlich schwierig ist. Wenn Sie die Leute auf der Straße fragen, haben sie eine Reihe von verschiedenen Meinungen und einige davon sind nicht wirklich gut durchdacht, andere wiederum sind gut durchdacht. Ich glaube, es ist deswegen, weil Menschen immer den einfachen Weg suchen, aber der einfache Weg ist oft auf lange Sicht in Wirklichkeit der kostenintensivere Weg.

:: Was ist Ihr Wunsch für die Stadt der Zukunft?

Landry: Die Anerkennung der Qualitäten der europäischen Urbanität! Das ist, was Europa der Welt im Vergleich zu den Städten in anderen Ländern geben kann. Andere Orte sind im gewissen Sinne neuer, aber die reichhaltigen Schichten, die einen großartigen Ort ausmachen, die haben sie nicht. Es müssen Voraussetzungen geschaffen werden, um mit Vorstellungskraft zu planen und zu handeln sowie Probleme zu lösen. Eine smarte Stadt verwendet grundsätzlich Technologie auf intelligente Weise. Bei einer kreativen Stadt geht es darum, sie sich zunutze zu machen.

Charles Landry Am Puls der Stadt

Der britische Soziologe und Publizist Charles Landry ist einer der renommiertesten Städteforscher weltweit. Er berät Städte dabei, wie sie ihr kreatives Potential entfalten und so für ihre Bewohner lebenswerter werden können. Sein berühmtestes Werk heißt »The Creative City«. Er selbst sieht sich als »kritischen Freund« von Städten – privat lebt er jedoch lieber auf dem Land.

www.charleslandry.com

:: Oper im Kiez

In Berlin leben Menschen aus 186 Nationen. Ihnen allen die kulturelle Teilhabe in der Stadt zu ermöglichen, ist eine gewaltige Aufgabe. Die Komische Oper Berlin beschreitet dafür ungewöhnliche Wege

Von Ellen Köhrer

Während der Wagen aus dem Hof der Komischen Oper auf die Behrenstraße rollt, singt eine helle Männerstimme im Fond »Eine Busfahrt, die ist lustig«. Der 29-jährige Tenor Johannes Dunz ist mit seinen Ensemblekollegen, einer Sängerin, drei Musikern und der Dramaturgin, auf dem Weg nach Kreuzberg. Mit im Gepäck: Kontrabass, Violine und Bajan, ein osteuropäisches Akkordeon mit Knöpfen. Die Komische Oper will mit ihrem 45-minütigen Kurzprogramm mit Auszügen aus Carmen, Hochzeit des Figaro oder Im weißen Rößl Menschen für die Oper begeistern, die noch nie einen Opernsaal betreten haben, erklärt Dunz während der Fahrt im Operndolmuş – so nennen sie den Kleintransporter in Anlehnung an türkische Sammeltaxis. Im April letzten Jahres startete das von der Robert Bosch Stiftung geförderte interkulturelle Projekt »Selam Opera!«, türkisch für »Hallo Oper«. Aufführungen gab es schon in Schulen mit großer kul-

tureller Vielfalt und interkulturellen Familienzentren, in Elterncafés, bei einer arabisch-türkischen Vätergruppe und im türkischen Konsulat.

20 Minuten später hält der Wagen mit der Aufschrift »Selam Opera!« vor der Begegnungsstätte Falckensteinstraße. Ein schmuckloser Flachdachbau, mitten im sozialen Brennpunkt am Görlitzer Park. Tenor Dunz und seine Kollegen wirken hier mit ihrer schwarz-weißen Kleidung und den Instrumentenkoffern wie Fremdkörper. Trotz der Sommerhitze sind 38 Menschen gekommen, der Großteil Frauen, überwiegend Senioren. »Die türkischen Gruppen treffen sich dreimal in der Woche«, sagt Stefan Block, der Computerkurse unterrichtet. Auf einem Tisch neben dem Eingang stehen ein Samowar mit Tee, Kaffee in Thermoskannen und Sprudel, dazu Schalen mit Obst und Keksen. Johanna Wall, Dramaturgin an der Komischen Oper, stellt die internationalen Künstler vor – Mezzosopranistin Zoe Kissa ist Griechin, Dunz und der Kontrabassist Arnulf Ballhorn sind Deutsche, die Violinistin Merinda Watzel ist Australierin und Juri Tarasenok am Bajan Weißrusse. Wall betont, dass alle Stücke in der Komischen Oper deutsche, englische, französische und türkische Untertitel haben.

Kissa, dunkle Hochsteckfrisur, rote Lippen, stimmt die Arie »Habanera« aus Carmen auf Türkisch an. Ihre kraftvolle Stimme erfüllt den Raum, die Musiker begleiten sie. Erstaunte Gesichter



Johannes Dunz und Zoe Kissa haben keine Berührungsängste – sie schätzen die Nähe zum Publikum bei ihren Kiezbesuchen

Den Kleinbus, mit dem das kleine Ensemble durch Kreuzberg fährt, nennen sie den Operndolmuş

im Publikum gefolgt von begeistertem Applaus, eine Frau mit Kurzhaarschnitt ruft laut »Bravo«. Beim Stein der Weisen von Mozart singen Mezzosopranistin und Tenor im Duett. Im Stück verwandelt ein Mann seine Frau in eine Katze. Kissa singt mehrmals laut »Miau« und kniet dabei am Boden, die Hände an ihren Ohren. Lacher im Publikum, begeisterter Applaus. Dass Oper auch Spaß machen kann, ist für die meisten neu. Nach acht kurzen Arien darf das Publikum Fragen stellen. Wie viele Stunden sie am Tag üben und ob ihre Nachbarn das erlauben? Und warum sie die Tour machen?

»Die Komische Oper wurde 1947 ja als Volksoper gegründet«, erzählt Dramaturgin Wall, »Jung und Alt und Menschen aus aller Herren Länder sollen in der Oper zusammenkommen.« Mit dem Operndolmuş bringen sie heute die Oper zurück zu den Menschen, dahin, wo diese Musikform noch weitge-



zehnköpfige Publikum – im Alter zwischen 30 und 86 – sitzt im Halbkreis um das Ensemble.

Das Programm ist dasselbe wie zuvor in der Falckensteinstraße. Während das Ensemble Rossini anstimmt, beginnt Edwin Dickman, 86, weißer Schnauzer, Käppi, mit feinen Bleistiftstrichen Porträts der beiden Sänger in seinen Skizzenblock zu zeichnen. Immer wieder schaut er schmunzelnd auf die beiden, genießt sichtlich die Musik und malt. Bald schon klopft er begeistert mit der Hand auf seinen Block. Lauter Beifall und Bravorufe. Noch einmal Frage- und Antwortrunde an die Musiker. Sabine Drwenzki, 30, will von Tenor Dunz den Unterschied zwischen einem Auftritt in der Komischen Oper und hier im Kiez wissen. »Man muss alles reduzieren, stimmlich, aber auch die Gesten«, sagt Dunz. Auf der Bühne stehe man ja bis zu 45 Meter auseinander. »Es ist schön, auch mal so nah am Publikum zu sein, die Gefühle bleiben aber die gleichen.« Publikum und Künstler sind gleichermaßen begeistert. Das Gespräch miteinander und die räumliche Nähe bereichern beide. »Selam Opera!« darf wiederkommen. Aber zuerst gehen die Musiker in die wohlverdiente Sommerpause.



hend unbekannt ist. »Falls Sie jetzt Lust auf Oper bekommen haben, lade ich Sie ein, eine Vorstellung in der Komischen Oper zu besuchen«, sagt Wall. »Heute habe ich geweint«, sagt Ender Karakay, Ende 40, die vorher schon laut Bravo gerufen hatte. Am liebsten würde sie in der Komischen Oper arbeiten. Bisher kannte sie Oper nur aus dem Fernsehen. »Ein schönes Erlebnis«, meint auch der pensionierte Winfried Schulz, »lustig und komisch zugleich.«



In der Begegnungsstätte Falckensteinstraße gibt es sonst Computerkurse und Nachbarschaftstreffen. Die Oper war bisher noch nie zu Besuch

Eine Stunde später fährt der Operndolmuş mit den Musikern zum Nachbarschaftstreffen in die Arndtstraße. Fünf Kilometer weiter westlich: Bergmannstraßenkiez, Gründerzeithäuser mit schmiedeeisernen Balkonen. »Spielen wir hier im Wohnzimmer?«, will Dunz wissen, als sie die Adresse suchen. Fast. Hochparterre, drei kleine Räume mit Parkettboden. Weil der Nachbarschaftstreff keine eigenen Räume hat, ist er heute zu Gast in der Mieterberatungsstelle. Das

Hallo Oper Selam Opera!

Das Programm »Selam Opera!« soll es Menschen mit arabischem und türkischem Hintergrund ermöglichen, einen Zugang zur Oper zu finden. Die Robert Bosch Stiftung unterstützt »Selam Opera!« als ein Modellprojekt, das Kultur für alle zugänglich macht. Ziel ist es, Kultureinrichtungen darin zu stärken, ihre Rolle in einer sich wandelnden Gesellschaft neu zu definieren, Spiegel von Vielfalt und Anlaufpunkt für alle Mitglieder unserer Gesellschaft zu sein.

www.komische-oper-berlin.de

Smog in Shanghai:
Die schlechte Luft
bereitet vielen
Chinesen Sorgen



:: Mehr Freiraum für die Megastadt

Shanghai mit seinen 24 Millionen Einwohnern ist eine der größten Städte der Welt. Doch Riesenstädte haben auch Riesenprobleme: Luftverschmutzung und ein Mangel an Freiraum sind nur zwei davon

Von Rebecca Roth

Wenn Dr. Roland Winkler morgens aus dem Fenster blickt, sieht er ein Meer von Hochhäusern bis zum Horizont und dazwischen unzählige Autos, die sich in endlosen Kolonnen über mehrspurige Straßen quälen. Elektroroller drängeln sich zwischen den Pkw hindurch. An manchen Tagen sieht er den dichten Verkehr aber nur undeutlich wie durch einen schweren grauen Schleier. Dann weiß der Sinologe und Gründer des Architekturbüros MUDI, dass er die Fenster in seiner Wohnung im 32. Stock inmitten seines Shanghaier Wohngebiets besser geschlossen hält. Mehrmals täglich kontrolliert er die Luftwerte in einer App: »Das macht hier jeder«, sagt er, »man schaut immer nach, wie die Luftqualität gerade ist.« Wenn es besonders schlimm ist, streift er seine Atemschutzmaske über, bevor er das Haus verlässt.

Shanghai gehört mit seinen 24 Millionen Einwohnern zu Chinas Megacities, also zu den Städten mit einer Einwohnerzahl von über zehn Millionen. Fünfzehn dieser Megacities gibt es laut der Organisation für wirtschaftliche Zusammenarbeit und Entwicklung (OECD) in China. Ob Megacity oder Durchschnittsstadt – viele chinesische Städte teilen ein Problem: Smog. Die Luftqualität in der chinesischen Hauptstadt Peking ist sogar so schlecht, dass sie laut einer Studie der Shanghaier Akademie für Sozialwissenschaften aus dem Jahr 2014 unter ökologischen Gesichtspunkten »für Menschen fast unbewohnbar« ist. Eine aktuelle Studie, die auf Daten der Weltgesundheitsorganisation (WHO) basiert, geht davon aus, dass täglich 4.000 Menschen in China an Folgen der Luftverschmutzung sterben.

Auch Dr. Pan Tao leidet unter der Luftverschmutzung. »Bei starkem Smog bekomme ich Probleme mit dem Herzen. Wir mussten daher zuhause einen Luftreiniger installieren«, erzählt der Experte für nachhaltige Stadtentwicklung. Gemeinsam mit Roland Winkler arbeitet Pan Tao im Projekt »Stadtmacher China – Deutschland« der Robert Bosch Stiftung. Als »Stadtmacher« setzen sich Winkler und Pan dafür ein, dass

Shanghai künftig nachhaltiger und gesünder für seine Bewohner wird.

Sie sind nicht die einzigen, die sich Gedanken machen. In den letzten Jahren ist in China das Bewusstsein für Luftverschmutzung, ihre Ursachen und was sie für die Gesundheit bedeutet, deutlich gestiegen: Als im März der chinesische Dokumentarfilm »Unter der Glocke« über den Smog und seine Folgen von der Regierung zensiert wurde, hatten bereits >



Pan Tao
genießt am
Wochenende
das Landleben

Bis 2020 sollen
in China fünf
Städtecluster
mit jeweils mehr
als 100 Millionen
Einwohnern
entstehen



Wer heute in Chinas
Großstädten Fahrrad
fährt, ist entweder
arm oder Ausländer



Der Shanghai Tower (re.)
ist das zweithöchste
Gebäude der Welt

- > mehr als 200 Millionen Menschen den Film im Internet gesehen. »Das zeigt, dass die Menschen wach werden«, sagt Pan.

Die chinesische Regierung hat inzwischen Maßnahmen ergriffen, um gegen die Luftverschmutzung anzugehen. Viele Fabriken aus dem Energie- oder Schwerindustriesektor wurden geschlossen oder verlagert oder mussten zwischenzeitlich ihre Produktion drosseln. Die Regierung ließ Emissionswerte von Lkw stärker kontrollieren und schränkte die Nutzung von Pkw ein - mit dem Erfolg, dass die Zahl der Tage mit besonders hohen Feinstaubwerten in den ersten Monaten des Jahres 2015 sank.

Dabei ist die Luftverschmutzung nur eines der vielen Probleme der Verstädterung, die in China weiterhin rasant voranschreitet. Nach Plänen der chinesischen Regierung sollen bis zum Jahr 2020 fünf riesige Städtecluster mit jeweils mehr als 100 Millionen Einwohnern entstehen. Die Idee dahinter ist, mehrere regionale Wirtschaftsgroßräume um die

Stadtmacher Deutschland - China

Das Projekt »Stadtmacher Deutschland - China« der Robert Bosch Stiftung bringt Akteure aus der Politik, der Industrie und der Zivilgesellschaft beider Länder zum Thema Stadt zusammen. Dahinter steht die Idee, dass nicht nur Architekten und Stadtplaner eine Stadt gestalten, sondern alle gesellschaftlichen Gruppen, also auch Künstler, NGO oder Historiker. Zwei Workshops in Shanghai und in Berlin haben bislang stattgefunden. Das Projekt sieht neben jährlichen Dialogforen auch die Möglichkeit zur Beratung und Planung innovativer Kooperationsprojekte vor. Die Shanghaier Agentur CONSTELLATIONS hat die Idee und das Konzept der »Stadtmacher« im Auftrag der Robert Bosch Stiftung entwickelt.



Pan in seinem
Schrebergarten,
50 Kilometer von
Shanghai entfernt

bestehenden Megacitys herum zu schaffen. Im Ballungsraum Shanghai werden dann 170 Millionen Menschen auf der Fläche von 265.000 Quadratkilometern wohnen. Zum Vergleich: England ist etwa halb so groß.

Die dichte Besiedlung stört Winkler schon heute. Während er es aus München gewohnt war, am Wochenende an den See fahren zu können, fühlt er sich in Shanghai oft eingesperrt. Um richtig aus der Stadt rauszukommen, müsse man fliegen oder Zug fahren. Deswegen plädiert Winkler für mehr Natur und Grünflächen bei der Stadtentwicklung.

Pan Tao weiß, was Roland Winkler meint: Er hat in Deutschland gelebt und studiert. Dort hat er das Konzept von öffentlichem Freiraum kennengelernt. »Das haben die Menschen hier nie gelernt, weil Land viel zu teuer ist«, sagt er. Doch mit dem Wachsen der Mittelschicht sei nun ein guter Zeitpunkt dafür gekommen: »Wenn die Leute ein bestimmtes Level erreicht haben, dann kümmern sie sich mehr um die Lebensqualität.«

Was kann man tun, damit eine Stadt trotz der rapiden Urbanisierung ihre Identität behält? Diese Frage treibt die promovierte Kunsthistorikerin Shen Qilan um – eine weitere Stadtmacherin. Für sie gibt es zwei Landschaften einer Stadt: »Die Architekten gestalten die sichtbare Landschaft. Die Künstler

und Kulturarbeiter die unsichtbare Landschaft: die des Geistes, die innere Landschaft. Das größte Problem der Megacity ist die riesige Diskrepanz zwischen der äußeren und inneren Landschaft. Viele Stadtentwickler machen sich keine Mühe, die innere Landschaft zu erkunden. Und dann bauen sie etwas, was für die Stadt total irrelevant ist – so wie eine riesige Halskette für ein kleines Mädchen.« Shen Qilan will als Stadtmacherin dabei helfen, die innere und die äußere Landschaft der Stadt wieder in Verbindung zu bringen.

Pan hat sich seinen eigenen Ausgleich zum Leben in der Megacity geschaffen: Vor fünf Jahren gründete er den Ecoland Club, eine Schrebergartensiedlung 50 Kilometer außerhalb von Shanghai. Hier erstreckt sich sein kleines Paradies auf 8,5 Hektar, in dem Abgase, Staus und Hochhausschluchten in weite Ferne rücken. Kleine Gartenhäuser stehen auf grünen Wiesen, von Blumen umrahmt und Gemüsebeeten. Draußen auf der Veranda seines Schrebergartenidylls verbringt Pan Tao Zeit mit der Familie. Mehr Freiraum und Grün zu erleben, ist für viele der 24 Millionen Einwohner Shanghais ein Traum, den sich bisher nur die wenigsten erfüllen können.



Rebecca Roth kennt die Dimensionen chinesischer Städte, seit sie eine Freundin in Yantai besuchte. Die Chinesin begrüßte sie mit den Worten: »Schön, dass du mich in dieser Kleinstadt besuchst!« Yantai hat 6,5 Millionen Einwohner.

:::Nachhaltig, bitte schön!

Das Robert Bosch Foundation Fellowship Program lädt junge US-amerikanische Führungskräfte für maximal ein Jahr nach Deutschland ein. Viele befassen sich mit Nachhaltigkeit. Ellen Köhrer hat drei getroffen

Wie Bürger am Städtebau beteiligt werden können, untersuchte die Stadtplanerin **Katherine Burgess** aus Washington, D.C. ein Jahr lang in der deutschen Hauptstadt

Ich bin Stadtplanerin und Expertin für gesellschaftliches Engagement bei öffentlichen Großprojekten in Washington, D.C., meiner Heimatstadt. Die Hälfte meiner Zeit in Deutschland habe ich beim Berliner Senat im Referat für Architektur, Stadtgestaltung und Wettbewerbe mitgearbeitet. Ich lerne, wie große öffentliche Plätze gestaltet werden, wie der Potsdamer Platz, der ehemalige Flughafen Tempelhof oder die East Side Gallery. In den USA gibt es bei Großprojekten keine Designwettbewerbe, auch keine Volksabstimmung wie zur Bebauung des Tempelhofer Feldes. Das war neu für mich und sehr spannend. In Berlin ist in den vergangenen 25 Jahren ja mehr geplant worden als in anderen westlichen Großstädten. Einige Leute, mit denen ich zusammengearbeitet habe, waren schon vor der Maueröffnung im Senat tätig. Über ihre Erfahrungen habe ich

einen Artikel für den amerikanischen Stadtplanerverband geschrieben. Meine zweite Stage war bei BuroHappold Engineering in Berlin, einem internationalen Ingenieurbüro. Dort habe ich an einem Projekt der Deutschen Gesellschaft für Internationale Zusammenarbeit (GIZ) mitgearbeitet und einen Lehrplan für indische Stadtplaner zur Entwicklung von Industriegebieten geschrieben. Das Thema Nachhaltigkeit ist in Deutschland in Planungsprozessen und im Alltag fest verankert. In den USA ist das nur in einzelnen Städten der Fall, da können wir viel von Deutschland lernen. Ich selbst lebe so nachhaltig wie möglich, versuche, meinen Konsum einzuschränken, und gehe viel zu Fuß, radle oder fahre mit Bus und Bahn.

Die deutsche Sprache war die größte Hürde, vor allem die Grammatik. Bevor ich nach Deutschland kam, konnte ich nicht einmal »Hallo« auf Deutsch sagen. Jetzt habe ich sogar Präsentationen gehalten. Ich bin sehr dankbar für dieses Stipendium, die finanzielle Unterstützung, das großartige Programm, die Sprachkurse und Seminare. Vor allem die beruflichen Netzwerke, die wir durch die Stagen knüpfen konnten, wären ohne diese Unterstützung nicht möglich gewesen. Mir ist dabei aufgefallen, dass mir das Networking viel leichter fällt als meinen deutschen Kollegen.

»Mein privater Lebensstil ist nachhaltig«

Allison Wildman,
Architektin und
Stadtplanerin, 38 Jahre



Nach ihrem Arbeitsaufenthalt im badischen Freiburg ist für **Allison Wildman** klar: Sie möchte einige der Modelle für nachhaltigen Städtebau zukünftig auch in den USA anwenden

Ich überlegte gerade, wie mein nächster Karriereschritt aussehen könnte, als ich vom Fellowship Program hörte. Nach acht Jahren im selben Architekturbüro in Portland im Bundesstaat Oregon war ich auf der Suche nach etwas Neuem. Durch das Stipendium konnte ich die jüngsten Entwicklungen in Architektur und Stadtplanung in Deutschland kennenlernen und gleichzeitig die Sprache lernen.

»Nachhaltigkeit ist nicht selbstverständlich«

Katherine Burgess,
Stadtplanerin, 32 Jahre



Ich habe bei der Stadt Freiburg mitgearbeitet und verschiedene Projekte besucht sowie mit Experten über Städtebau, Stadtgestaltung und Stadterneuerung gesprochen. Auch beim Landschaftsarchitekturbüro faktorgruen Freiburg konnte ich die Mitarbeiter interviewen. Hier ist das Thema Nachhaltigkeit ja in den Bauvorschriften festgelegt und der Einsatz von erneuerbaren Energien wird schon bei der Planung berücksichtigt. Das ist in den USA anders.

Ich habe in Deutschland viele Modelle kennengelernt, die ich gerne in Amerika anwenden möchte, eventuell als Nachhaltigkeitsberaterin für Bauherren. In anderen Bereichen sind die US-Amerikaner aber Vorreiter: etwa darin, kreative Pilotprojekte lokal umzusetzen und zu experimentieren – so viel Freiheit gibt es in Deutschland oft nicht. Oder in der Mehrfachnutzung von Trinkwasser. Der Klimawandel und die anhaltenden Dürren haben vor allem im Westen der USA ein Umdenken bewirkt: Es gibt heute keinen Grund mehr, Trinkwasser so zu verschwenden wie früher. Auch mein privater Lebensstil ist nachhaltig – ich weiß, das ist ungewöhnlich für eine US-Amerikanerin: Ich lebe in einer kleinen Wohnung, gehe zu Fuß, fahre Rad und nutze den öffentlichen Nahverkehr. Im Urlaub wandere ich am liebsten.

Die deutsche Sprache war eine besondere Herausforderung für mich. Vor allem der Freiburger Dialekt mit seinen Verkürzungen. Deshalb hatte ich oft den Eindruck, mein ganzes berufliches Fachwissen sei in mir eingeschlossen. Aber ich habe gelernt, mehr Geduld mit mir selbst zu haben. Das Jahr in Deutschland war für mich ein großes Geschenk. Auf Exkursionen nach Stuttgart und Brüssel haben wir viel über die aktuellen politischen Diskussionen hier gesprochen, wie die Eurokrise oder die Energiewende.

Im Gegensatz zu den Fellows Burgess und Wildman hat **Katherine Kortum** ihren Arbeitsaufenthalt noch vor sich. Sie ist Expertin für Carsharing und nachhaltige Mobilität

Ein Freund aus Washington hat sich im letzten Jahr für das Fellowship Program beworben und brachte mich auf die Idee. Ich möchte Karriere im Verkehrssektor machen und in diesem Bereich ist Deutschland weltweit führend. Hier kann ich viel für meinen weiteren Berufsweg lernen. Wer ein gutes Verkehrssystem entwickeln will, muss die besten der Welt kennen. Wir Amerikaner sind zwar beim Transport von Frachten gut, beim Personentransport können wir aber noch viel dazulernen, bei uns konzentriert sich ja alles auf das Auto. Das ist hier in Deutschland anders.

Ich bin in Pittsburgh im Bundesstaat Pennsylvania aufgewachsen. Bevor ich nach Berlin kam, habe ich in Washington, D.C. gelebt und bei der National Academy of Science Verkehrssysteme erforscht. Meine Master- und die Doktorarbeit habe ich über car2go geschrieben, ein Carsharing-Modell, das es in deutschen und in US-amerikanischen Städten gibt. Hoffentlich kann ich nach meinem Sprachkurs in Berlin eine Stage bei car2go oder bei Bosch machen. Bosch entwickelt ja gerade selbstfahrende

Autos und Autos, die miteinander kommunizieren. Das würde ich gerne kennenlernen. Und ich bin gespannt, auf den Seminaren mit den anderen Fellows mehr über die deutsche und europäische Politik zu erfahren.

Ich bin fasziniert von der Geschichte Berlins, die ich bisher nur aus der Schule kannte. Jetzt gehe ich zu Fuß vom ehemaligen Ost- nach West-Berlin und schlendere durch die unterschiedlichen Stadtviertel. An die vielen Graffiti überall muss ich mich erst noch gewöhnen. Dort, wo ich herkomme, sind Graffiti ein Zeichen für eine weniger gute Gegend, in Berlin ist das oft Kunst.

Neben Berlin möchte ich während meines Aufenthalts in Deutschland möglichst viele unterschiedliche Städte kennenlernen und mit so vielen Verkehrsmitteln wie möglich reisen. Ich bin mit Taxi, Zug und Flugzeug angereist – eine Bootsfahrt auf der Spree wäre schön.

Mehr Informationen zum Stipendienprogramm Robert Bosch Foundation Fellowship Program unter www.bosch-stiftung.de/fellowshipprogram

»In den USA
konzentriert
sich alles auf
das Auto«

Katherine Kortum,
Bauingenieurin, 31 Jahre



:: Städte sind Opfer und Täter

Das Klima ändert sich, daran hegt kaum noch einer Zweifel. Doch was bedeutet der Klimawandel für Städte und welche Rolle spielen die Städte bei der Veränderung des Klimas?

Von Hans Joachim Schellnhuber



In den Städten der Welt entscheidet sich unsere Zukunft. Heute lebt bereits die Hälfte der Menschheit in Ballungsräumen, Tendenz steigend. Metropolen wie Tokio, Mumbai, Mexico City haben jede für sich mehr Einwohner als manche Länder. Schon ohne Klimawandel stehen wir vor der gewaltigen Herausforderung, eine bis Ende des Jahrhunderts auf neun oder gar elf Milliarden angewachsene Erdbevölkerung zu behausen und zu ernähren.

Der Klimawandel aber ist der große Multiplikator – er lässt die Risiken anschwellen, und dies gerade auch in den Städten. Wir verbrennen Kohle und Öl und stoßen dabei Treibhausgase aus; so weit, so klar. Aber damit steigt nicht nur die globale Mitteltemperatur. Sicher, 2014 war das im weltweiten Durchschnitt wärmste Jahr seit Beginn der Aufzeichnungen vor mehr als hundert Jahren. Und neun der zehn wärmsten Jahre seit 1880 fallen in die kurze Zeit seit der Jahrtausendwende. Der Trend ist also überdeutlich. Aber kurzfristig wirklich verheerend sind die Extreme.

Hitzewellen, die schon heute messbar zugenommen haben und wissenschaftlichen Analysen zufolge in naher Zukunft von Rekord zu Rekord eilen, sind in Städten besonders zu spüren. Kranke, Kinder und Alte sind die Opfer.

Die schiere Masse von Beton und Asphalt, der Mangel an Bäumen mit ihrer kühlenden Verdunstung macht Städte nachgewiesenermaßen zu Hitzeinseln. Im City-Loft mag die energieverschlingende Kühlung per Klimaanlage helfen, in der Sozialwohnung oder gar im Slum aber ist sie nicht existent.

Schlimmer noch sind Überflutungen und gefährliche Erdbeben in Hanglagen, beides Resultate von Extrem-

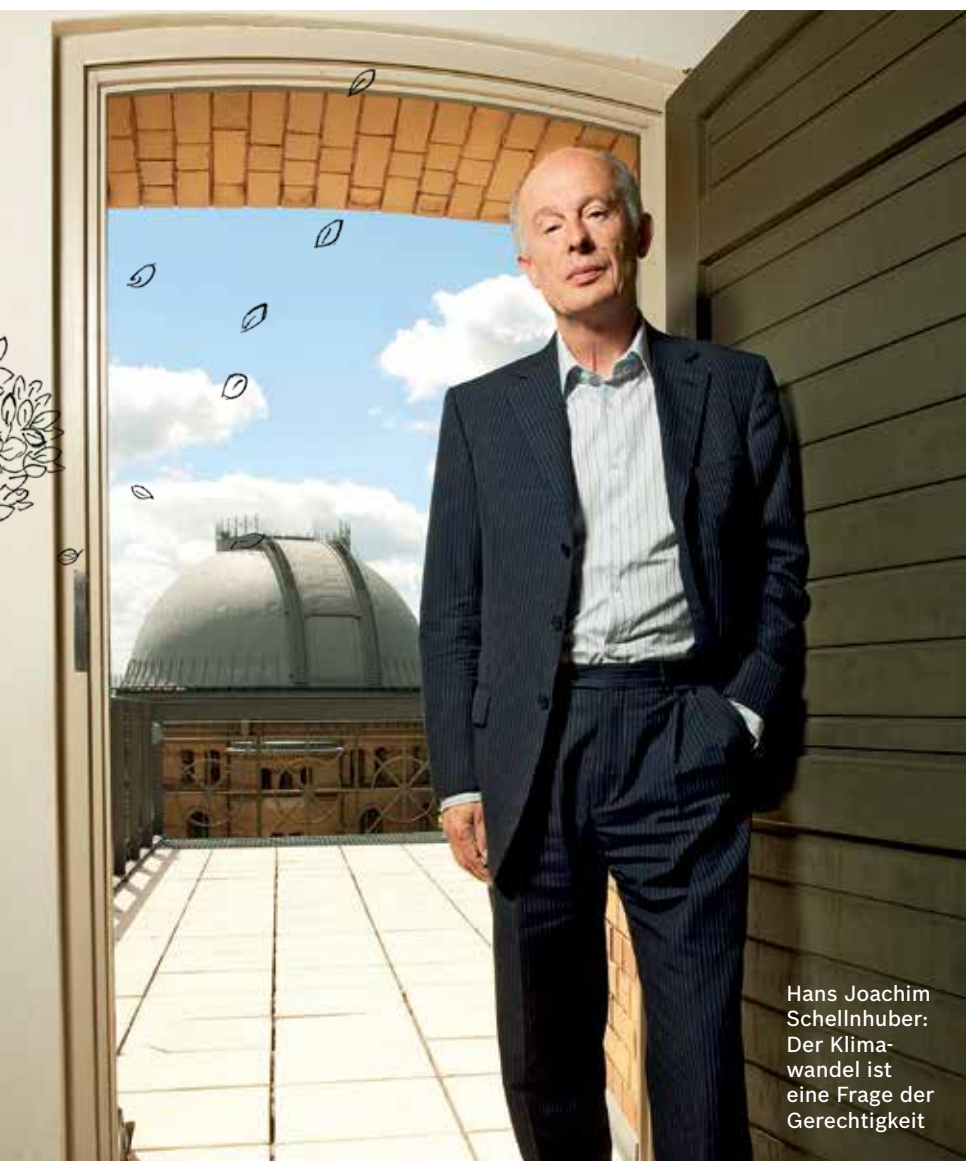
regenfällen. Auch diese nehmen nach jüngsten Forschungsergebnissen schon heute weltweit zu. Wärmere Luft kann mehr Feuchtigkeit aufnehmen, das zeigt die Physik. Und bei Starkregen wird dann all dieses Wasser schlagartig freigesetzt. Wo eine leistungsfähige Kanalisation fehlt, strömt das Wasser durch die Straßen und reißt – wiederum gerade in den informellen Siedlungen – Behausungen und den kümmerlichen Besitz ihrer Bewohner mit sich.

Nicht alle Sturmtypen verstärken sich mit dem Klimawandel, wohl aber tropische Wirbelstürme, und auch sie zerstören mehr Hütten als Paläste. Sogar der Anstieg des Meeresspiegels ist unfair. Denn verständlicherweise werden Stadtzentren, diese historische Ballung von Geld und Macht, besser geschützt als die wertlose Peripherie mit ihren schäbigen Quartieren. Und wo Manhattan sich womöglich für Unsummen ein monströses Sperrwerk baut, können das ärmere Städte, die sich an niedrigen Küsten befinden, natürlich nicht.

Dies alles zeigt: Der Klimawandel ist vor allem auch eine Frage der Gerechtigkeit. Weltweit, aber auch in jeder einzelnen Stadt. Ausgerechnet die Armen sind von den Folgen der Erwärmung besonders betroffen, obwohl sie am wenigsten beigetragen haben zum Ausstoß von Treibhausgasen – und am wenigsten profitiert haben von der

Hans Joachim Schellnhuber Klimaforscher

Prof. Dr. Hans Joachim Schellnhuber forderte als einer der Ersten nachhaltige Lösungen für das Klimaproblem. Er gehört heute zu den renommiertesten Klimaexperten weltweit und ist Gründungsdirektor des Potsdam-Instituts für Klimafolgenforschung und Professor für theoretische Physik an der Universität Potsdam. Als Berater in Klimafragen ist er überall gefragt: Seinen Rat schätzen Bundeskanzlerin Angela Merkel, der frühere Präsident der EU-Kommission, José Manuel Barroso, sowie der Papst. www.pik-potsdam.de



Hans Joachim Schellnhuber:
Der Klimawandel ist eine Frage der Gerechtigkeit

Ausbeutung der fossilen Bodenschätze. Die Städte sind Opfer und Täter zugleich. Rund drei Viertel des weltweiten Ausstoßes von Treibhausgasen wird direkt oder indirekt von Siedlungen verursacht. Der Bau eines Wolkenkratzers verschlingt allerdings unverhältnismäßig mehr Energie als der von Dorfhütten, und natürlich sind die Metropolen auch Wirtschaftszentren, die Massenindustrie und Massenverkehr anziehen. Sie saugen immer gieriger Rohstoffe und Energie aus dem Umland in ihren Stoffwechsel.

Gerade weil die Städte das Problem sind – sowohl wegen ihres Ressourcenverbrauchs und der entsprechenden Belastung des Klimas als auch in ihrer Verwundbarkeit durch die Folgen der menschengemachten Erwärmung –, sind sie auch die Lösung. Einfach mehr Straßen, mehr Energie, mehr Stahlbeton, das kann nur in den Kollaps führen.

Es ist kein Zufall, dass gerade Bürgermeister wie die von New York, Sydney oder Bogotá sich für mehr Nachhaltigkeit stark machen. Sie sehen die Probleme. Und sie wissen, dass Städte immer schon Laboratorien des Wandels waren. In ihnen ballt sich nicht nur der Konsum, sondern auch die Kreativität.

Es kommt nur darauf an, dem Erfindergeist die richtigen Signale zu senden. Die Städte der Zukunft werden heu-

Die Städte sind
das Problem –
und gerade
deshalb auch
die Lösung

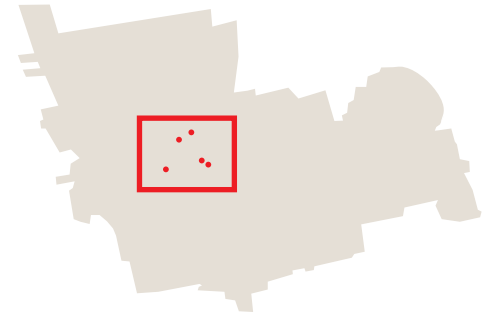
te gebaut. Die einmal errichtete Infrastruktur – von Verkehrsnetzen bis zu Kraftwerken – bestimmt auf Jahrzehnte hin, wie hoch oder wie niedrig unser Ausstoß von Treibhausgasen ist.

Dabei geht es nicht um den ewigen Traum von der idealen Stadt; dieser führt in die Irre. Es geht um Übergangslösungen, um eine neue Form der Urbanisierung. Zugespielt: um den funktionalen Slum. Immer mehr Menschen wohnen in informellen Siedlungen – das sind nicht alles Elendsquartiere, aber doch prekäre Stadtteile. Abwasser ist ein Problem, genauso der Müll, die Gesundheitsversorgung ist schlecht, Strom wird illegal abgezweigt und fällt oft aus. Improvisation ist hier Strukturprinzip. Es steht in scharfem Gegensatz zur Planstadt nach der Art von Brasília oder Canberra, aber auch zu einer über Jahrhunderte gereiften Stadt wie Berlin.

Die besten Architekten der Welt müssten ihren Ehrgeiz nicht auf das Entwerfen von Flughäfen richten, sondern auf die Konstruktion von nahezu klimaneutralen Häusern – auch solchen aus Müll, die dennoch den Naturgewalten widerstehen. Etwa indem sie, so ist denkbar, bei Überflutungen aufschwimmen. Auch kann nicht die sturmsichere Stromversorgung das Ziel sein, sondern nötig sind dezentrale Solaranlagen auf jedem Dach und Speicherbatterien unter jedem Bett. Denn der Sonnenstrom ist nicht nur sauber, sondern er braucht auch keine aufwendige Planung und perfekte Netze. Die Liste der Beispiele ließe sich noch lang fortsetzen.

Gewiss, die Städte allein können die Klimakrise nicht bewältigen. Aber die globalen Klimadiplomaten, die sich Ende des Jahres in Paris schon zum 21. Mal versammeln, können es alleine auch nicht. Es braucht Vorreiter für Lösungen. Die Welt kann nicht warten auf den perfekten Plan, der von oben vorgegeben wird. Sie muss von unten selbst etwas in Gang bringen. Und wo kann das gelingen, wenn nicht in den Städten, diesen prägenden Orten unserer sich selbst gefährdenden Zivilisation?

:: Besser sitzen in Griesheim



Was braucht eine Stadt, damit ältere Bewohner gerne draußen sind und am öffentlichen Leben teilnehmen? Im südhessischen Griesheim weiß man es: Treffpunkte, Bänke zum Verschnaufen und bequeme Orte zum Sehen und Gesehenwerden. Dafür ist die Stadt für den Deutschen Alterspreis nominiert. Ein Stadtrundgang mit Projektleiter Professor Bernhard Meyer und der Seniorin Gisela Rinschen durch die erste »Besitzbare Stadt« Deutschlands

Von Anne Meyer

Rathaus, Wilhelm-Leuschner-Straße

Ein Sofa im öffentlichen Raum

BERNHARD MEYER: »Wenn man jung und fit ist, hat man stets das Ziel vor Augen. Wenn man älter wird, rückt der Weg in den Fokus: Sich einfach mal draußen aufhalten und am gesellschaftlichen Leben teilnehmen. Dafür braucht man eine gemütliche Bank an einem belebten Ort. So wie hier am Rathaus. ›Na, Erwin, hast du es wieder am Rücken?‹ Oder vor der Post. ›Frau Schulze, schicken Sie wieder ein Carepaket an Ihren Sohn?‹ Weil man viel zu gucken hat und bequem sitzt, mit Fußleiste und Lehne, haben wir diese Sitzform ›Kommunales Kino‹ genannt.«

1



Diese Sitzgelegenheit bietet in der Mitte Platz für Rollatoren

2

Post, Wilhelm-Leuschner-Straße

Die alte Dame auf dem Schwebebalken

BERNHARD MEYER: »Anfangen hat alles mit dem Projekt ›Bespielbare Stadt‹. Damit haben wir Griesheim für Kinder attraktiver gemacht – etwa mit Spielobjekten, die wir über die ganze Stadt verteilt haben. Ein Surfbrett zum Beispiel oder ein Schwebebalken. Die wurden aber nicht nur von Kindern genutzt, sondern auch von Senioren. Sie setzten sich darauf, um sich kurz auszuruhen. Der Anblick einer alten Dame auf dem Schwebebalken – das war die Geburtsstunde der ›Besitzbaren Stadt‹. Wir haben dann die Laufwege der Senioren systematisch untersucht und 160 Sitzgelegenheiten dort aufgestellt, wo sie benötigt werden.«





Professor Bernhard Meyer (re.) leitet das Projekt »Besitzbare Stadt«

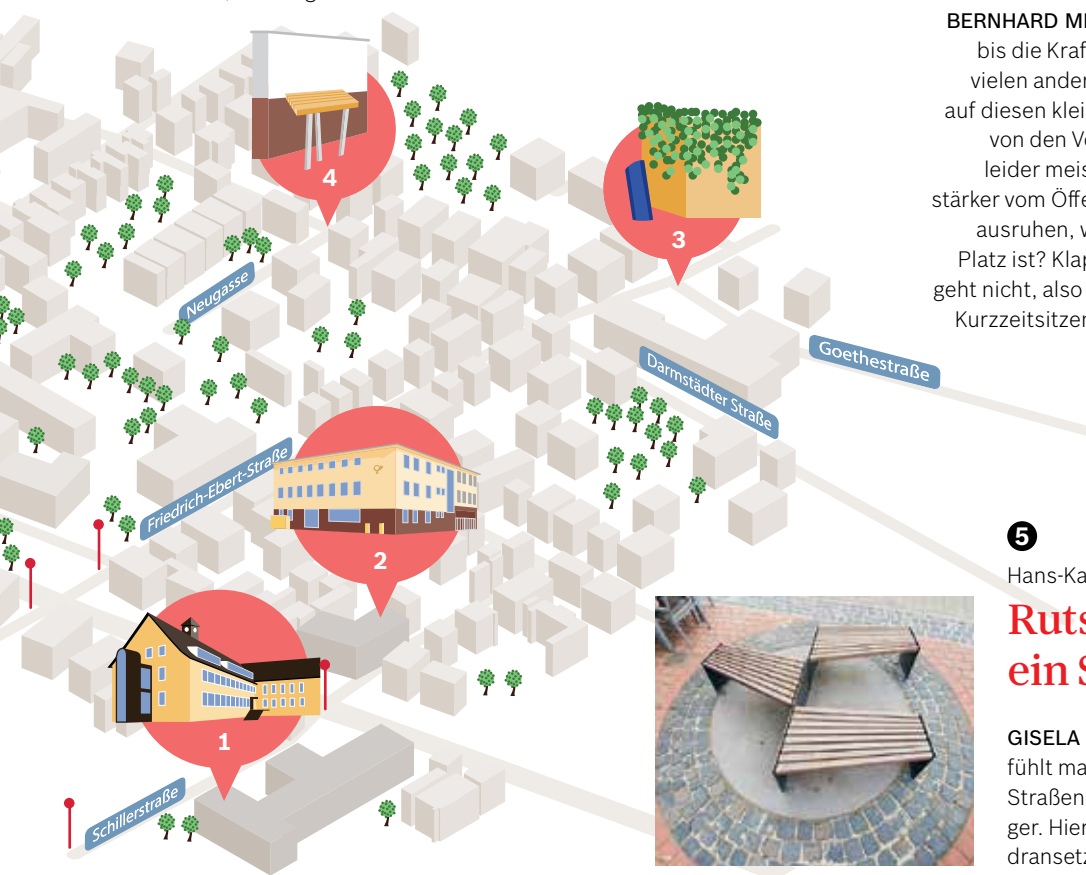
3

Goethestraße Ecke Friedrich-Ebert-Straße

Wenn hier jetzt was zum Sitzen wäre ...

GISELA RINSCHEN: »Kürzlich hatte ich eine Hüftoperation. Seitdem überlege ich immer genau, bevor ich das Haus verlasse: Wo gehe ich lang? Schaffe ich den Weg? Zum Glück stehen in Griesheim jetzt an vielen Ecken diese neuartigen Möbel herum. Da kann ich mich kurz draufsetzen und verschnauften, ohne Gefahr zu laufen, dass ich nicht wieder hochkomme. Die Bänke sind nämlich schön hoch, das ist gut für die Bandscheiben!«

Fotos: Tili Schürmann Illustration: C3 Visual Lab



4

Darmstädter Straße

Moderne Mäuerchen

BERNHARD MEYER: »Kurz verschnauften, warten, bis die Kraft wieder da ist ... In Griesheim und vielen anderen Städten konnte man das früher auf diesen kleinen Mäuerchen tun, die die Straße von den Vorgärten abgrenzen. Heute sind da leider meistens Zäune drauf, weil das Private stärker vom Öffentlichen abgetrennt wird. Wo also ausruhen, wenn für herkömmliche Bänke kein Platz ist? Klappsitze an den Häusern befestigen geht nicht, also haben wir diese neuen Möbel zum Kurzzeitsitzen entwickelt und Firmen gefunden, die sie gebaut haben.«



5

Hans-Karl-Platz Am Markt 9

Rutsch doch mal ein Stück!

GISELA RINSCHEN: »Auf dieser Bank fühlt man sich ein bisschen wie in der Straßenbahn, nur ist es noch viel geselliger. Hier kann man sich von allen Seiten dransetzen, auch Rücken an Rücken, und wenn man aufstehen will, kann man sich gegenseitig helfen. Es kommt ja nicht mehr oft vor, dass man in einer größeren Gruppe draußen sitzen kann, ohne gleich in ein Straßencafé gehen zu müssen. Solche nichtkommerziellen Treffpunkte müsste es noch viel häufiger geben!«



Sitzobjekt



Gisela Rinschen (li.) mit zwei Griesheimer Seniorinnen



Martina Schäfer hat tatkräftig bei der Entwicklung der App mitgeholfen



Melanie Spieker und Martina Schäfer unterwegs



Die Initiatoren freuen sich über die Nominierung zum Deutschen Alterspreis

:: Ein Navi in Menschengestalt

Saarbrücken hat einen Weg gefunden, wie ältere Menschen gerne Bus und Bahn fahren und trotz körperlicher Einschränkungen selbstbestimmt durch die Stadt kommen: mit einem Lotsenservice – und einer App fürs Handy

Von Anne Meyer

Melanie Spieker wischt auf ihrem Handy herum, zieht die Nase kraus und seufzt. »Ich fürchte, der Bus fällt aus«, sagt sie zu Martina Schäfer, 70, die neben ihr an der Haltestelle sitzt. Es ist ein schwüler Sommertag in Saarbrücken, selbst das Rathaus aus leuchtend rotem Sandstein sieht blass aus in der Mittagshitze. Seit am Morgen ein Teil der Stadtautobahn gesperrt wurde, staut sich der Verkehr; Busse und Bahnen kommen kaum noch durch. Martina Schäfer versucht, es gelassen zu nehmen: »Mit Frau Spieker werde ich es schon irgendwie nach Hause schaffen«, sagt sie und blickt auf die Autoschlangen, Schirm und Handtasche fest in ihren Händen.

Die Frau, in die Martina Schäfer ihre Hoffnungen setzt, ist 31 Jahre alt, hat schwarz gefärbte Haare und arbeitet als eine von 19 Lotsen bei der Saarbahn. Sie hilft Menschen, die nicht mehr ganz so gut zu Fuß sind, sich in der Welt des öffentlichen Personennahverkehrs zu-

rechtzufinden. Denn die kann ganz schön herausfordernd sein: Da sind die Fahrkartenautomaten mit Dutzenden von Tasten, da ist das Tarifsystem mit seinen Waben, und wenn das Ticket endlich erworben ist, kommt der Bus – und hat womöglich keine Rampe. »Wenn man jung und fit ist, fällt einem das gar nicht auf«, sagt Martina Schäfer, die seit einigen Jahren starke Schmerzen in den Knien hat. Mithilfe der Lotsen kann sie all diese kleinen Hürden besser überwinden – und wird auf Wunsch sogar von der Haustür bis zum Ziel und wieder zurück begleitet.

»Mobia – mobil bis ins Alter« heißt dieser besondere Service, den es seit zwei Jahren in Saarbrücken gibt und der jetzt für den Deutschen Alterspreis nominiert ist. Zu Mobia gehört auch, dass die Fahrgäste sich über eine eigens entwickelte App per Smartphone informieren oder einen Lotsen bestellen können. Eine ausgeklügelte Technik sorgt dafür, dass die Lotsen stets zur richti-

gen Zeit am richtigen Ort sind. »Technik und Dienstleistung greifen ineinander«, sagt Daniel Bieber vom Institut für Sozialforschung und Sozialwirtschaft (ISO) in Saarbrücken. Sein Institut hat das Projekt mit dem Deutschen Forschungszentrum für Künstliche Intelligenz (DFKI), der Software-Firma B2M und der Saarbahn entwickelt und ein Jahr lang in einem Feldversuch getestet.

Auch die 70-jährige Martina Schäfer nahm am Testlauf teil und bekam dafür vom Mobia-Team ein Smartphone als Leihgabe. »Einige von uns hatten erst befürchtet, man wolle uns einen Handyvertrag aufschwätzen«, erinnert sie sich und lacht. Bei Stammtischen mit Kaffee und Kuchen erklärten Techniker den Senioren, wie man ein Smartphone benutzt – und die Senioren erklärten ihnen, wie sie sich die App wünschten. »Wir Techniker geben bei Auskunftsprogrammen logischerweise erst den Start- und dann den Zielpunkt ein«,

schildert Jan Alexandersson vom DFKI. So logisch fanden die Senioren das aber keineswegs. »Wenn jemand in den Urlaub fährt, fragen Sie ihn ja auch nicht, von wo, sondern wohin er fährt.« Jetzt fragt die Mobia-App den Nutzer zuerst nach seinem Zielort. Auch dass manche nicht immer auf dem schnellsten Weg zum Ziel kommen wollen oder gar aus Prinzip nicht Bahn fahren – auf all diese menschlichen Eigenheiten kann die App nun Rücksicht nehmen. Und weil es bei dem Projekt darum geht, Hürden ab- und nicht neue aufzubauen, können die Fahrgäste den Lotsenservice auch ganz altmodisch per Telefon bestellen. »Die Technik soll den Menschen dienen und nicht umgekehrt«, fasst Florin Spach von der Firma B2M zusammen.

Manfred Backes von der Saarbahn ist stolz, dass Mobia die Testphase erfolgreich durchlaufen hat und seit März 2015 regulär angeboten wird. Dabei liegt das Projekt im landesweiten Trend: Schließlich holen deutsche Senioren rasant auf, was die Smartphone-nutzung angeht. Die Lotsen sind inzwischen bei der Saarbahn angestellt, etwa 80-mal im Monat rücken sie für den Begleitservice aus, Tendenz steigend. »Der Altersschnitt unserer Fahrgäste ändert sich. Wir müssen uns stärker auf die Bedürfnisse von mobilitätseingeschränkten Menschen einstellen. Da ist Mobia ein erster Schritt«, so Backes.

Auch Martina Schäfer kommt ihrem Ziel schließlich näher. Zwar nicht mit dem üblichen Bus, doch Melanie Spieker hat einen anderen Weg gefunden. Erst müssen sie in die Straßenbahn. Die Linie 1 Richtung Brebach kämpft sich durch den Verkehr und spuckt an der Haltestelle Johanneskirche Dutzende Menschen aus. Alle haben es eilig, der Bahn zu entkommen. Die Lotsin bahnt Martina Schäfer einen Weg durch die Menge und stützt sie beim Einsteigen. Als die Bahn losfährt, wirft die Seniorin noch einen Blick auf die App: In 20 Minuten soll sie ihr Ziel erreichen.



Anne Meyer liebte es schon als Kind, beim Bus- und Bahnfahren aus dem Fenster zu schauen. Auch im Alter möchte sie das noch tun.

Nominierte
für den
letztjährigen
Deutschen
Alterspreis



Der Deutsche Alterspreis

Ein positives Bild vom Alter und Älterwerden

Gebrechlich, passiv, starrsinnig – lange war das Älterwerden eher negativ konnotiert. Die steigende Lebenserwartung und die Zahl der Jahre, die ältere Menschen heute gesund und aktiv verleben können, sprechen eine andere Sprache. Mit der Verleihung des Deutschen Alterspreises setzt sich die Robert Bosch Stiftung für ein positives und differenziertes Bild des Alters und Alterns ein. Die Auszeichnung wird seit 2012 jährlich an herausragende Initiativen und Einzelpersonen verliehen, die eine positive Wahr-

nehmung vom Alter vermitteln und andere mit ihrem Beispiel inspirieren. Der Preis ist mit insgesamt 120.000 Euro aus Mitteln der Otto und Edith Mühlischlegel Stiftung dotiert, einer unselbstständigen Stiftung unter dem Dach der Robert Bosch Stiftung. Erstmals hat die Ausschreibung in diesem Jahr ein konkretes Thema: Es geht um »Stadt«. Gesucht werden

die besten Ideen und Vorhaben, die das Stadtleben altersfreundlicher machen oder zeigen, wie ältere Menschen mit Engagement und Kreativität ihre Stadt mitgestalten. Zu den Nominierten gehört unter anderem das »Jugendzentrum für Senioren« in München, ein offener Begegnungsort, an dem keine Gedanken an Alterseinsamkeit aufkommen. Das Projekt »x-mal Mensch Stuhl« greift das Alter in einer Kunstperformance in der Stadt auf. Senioren sitzen auf an Häuserfassaden befestigten Stühlen und üben alltägliche Tätigkeiten aus. So werfen sie die Frage auf, ob ältere Menschen im Stadtbild überhaupt sichtbar sind. Das Stadtmagazin für Senioren »sechs+sechzig« erstellt ein Redaktionsteam von Jung bis Alt. Es porträtiert Menschen im Alter als aktiv und mobil, interessiert und offen, selbstbewusst und kritisch. Auch eine Einzelperson ist für den Preis nominiert: Der Rentner Thomas Henrich ist ehrenamtlicher Projektentwickler für gemeinnützige Projekte. Er schuf zum Beispiel den Seniorenbesuchsdienst beim NürnbergStift oder das Mehrgenerationenhaus Nürnberg-Schweinau. Die Robert Bosch Stiftung zeichnet die überzeugendsten Bewerber um den Deutschen Alterspreis am 24. November 2015 bei einer feierlichen Preisverleihung in Berlin aus.

www.alterspreis.de



A portrait of Hussein Hamdan, a man with dark hair and a slight smile, wearing a dark blue button-down shirt. He is gesturing with both hands held up, palms facing forward. The background is slightly blurred, showing shelves with books and a red cloth.

Hussein Hamdan
ist unabhängiger
Experte für inter-
religiösen Dialog

Der Türöffner

Städter gehören verschiedensten Konfessionen an. In Baden-Württemberg setzt sich ein Islamberater dafür ein, Missverständnisse und Konflikte aus dem Weg zu räumen

Von Lisa Rokahr

Was tun, wenn es in einer Stadt immer wieder Streit um eine Moschee gibt? Und was tun, wenn jedem Gebetsruf eine Beschwerde wegen Ruhestörung folgt? Wenn der eigene Glaube eine Rechtfertigung benötigt? Obwohl in Baden-Württemberg 600.000 Muslime leben, stehen Behörden und muslimische Gemeinden oft noch immer vor einem Dilemma: Wie miteinander umgehen?

Auch in einer Stadt nahe Stuttgart gab es Probleme: Die zwei örtlichen Moscheen werden vom Verfassungsschutz beobachtet. Eine, weil konkret Verdacht besteht, dass sich dort Extremisten treffen. Die andere gehört einem Landesverband an, der in Baden-Württemberg unter Beobachtung steht, weil ihm demokratiefeindliche Gesinnungen unterstellt werden. Der Bürgermeister und der Integrationsbeauftragte vor Ort waren ratlos: Einerseits wollten sie einen interreligiösen Dialog, wollten niemanden pauschal wegen seiner Glaubenszugehörigkeit unter Verdacht stellen – andererseits nicht mit radikalen Gruppen zusammenarbeiten.

Früher war es schwierig, die Parteien in solchen Fällen an einen Tisch zu setzen. Doch heute gibt es jemanden, der versucht, den Dialog herbeizuführen: Hussein Hamdan. Er ist Islamberater. In einem zweijährigen Pilotprojekt haben die Robert Bosch Stiftung und die Akademie der Diözese Rottenburg-Stuttgart in Zusammenarbeit mit der Hochschule Kehl diese unabhängige Expertenstelle geschaffen. Ziel: Kommunen beraten und islamische Akteure in Kommunikations- und Entscheidungsprozesse einbeziehen. Denn obwohl die baden-württembergische Gesellschaft seit Jahrzehnten auch aus Muslimen besteht, ist ein Einbeziehen auf kommunaler Ebene noch immer keine Selbstverständlichkeit.

»Während meiner letzten Studie bemerkte ich, dass sich beide Seiten sehr unsicher sind, ob und wie sie zusammenarbeiten können«, sagt Hamdan. Damals untersuchte er, inwieweit islamische Jugendarbeit in die allgemeinen Strukturen eingebunden ist. »Viele Möglichkeiten werden nicht ausgeschöpft, das möchte ich ändern.« Seit er im Frühjahr mit der Arbeit als Islamberater begann, gingen viele Anfragen bei ihm ein – der Bedarf ist noch größer als erwartet. Sieben Fälle konnte er schon bearbeiten. Wenn er über seine Fälle spricht, dann tut er das, ohne Namen zu nennen. Das Vertrauen, das ihm entgegengebracht wird, möchte er nicht gefährden. Und seine Arbeit trägt erste Früchte: In der Stadt mit den zwei Moscheen konnte er vermitteln.

Der erste Schritt kann ganz einfach sein: Warum nicht einmal persönlich zum Ramadan gratulieren?



Viele Moscheen in Deutschland befinden sich unscheinbar in Hinterhöfen. Diese nicht: Neubau in Duisburg-Marxloh

Denn die Situation in dem Ort hatte sich zugespitzt, es gab Nachbarschaftsstreit wegen Ruhestörung, wegen Parkplatzproblemen. Hamdans erste Aufgabe: Einschätzen, wie die Moscheegemeinde gesinnt ist, Möglichkeiten der Zusammenarbeit prüfen. »Ich beschloss, die Gemeinde selbst kennenzulernen«, sagt der 36-Jährige. Obwohl sie einem umstrittenen Verband angehört, ist die muslimische Gemeinde in dieser Stadt gemäßigt. Bereits im ersten Gespräch entdeckte Hamdan, dass auch sie sich eine bessere Zusammenarbeit wünscht, es aber auch dort Anliegen und Vorbehalte gab. »Lösen lassen sich solche sensiblen Prozesse nur durch langfristigen Dialog«, meint Hamdan. »Doch erste Gesten und Annäherungsversuche können ganz einfach sein.« Er riet dem Integrationsbeauftragten, doch einfach zum Ramadan vorbeizuschauen, zu gratulieren und miteinander ins Gespräch zu kommen. Der Grundstein war gelegt, die Tür stand einen Spalt offen.

Nicht immer sind es die großen Fragen, die Hamdan lösen muss. Manchmal geht es auch einfacher: Hussein Hamdan berät auch, wenn eine Stadt einen muslimischen Friedhof bauen und wissen möchte, worauf sie achten muss. Er gibt seine Einschätzungen zu islamischen Vereinen, prüft Webseiten auf extremistische Inhalte. Hamdan geht in seiner neuen Aufgabe auf, liest sich ein, wo er selbst nicht sicher ist. Aber er hat auch klare Grenzen: »Mit extremistischen Muslimen spreche ich nicht.« So auch im Fall der zwei Moscheen: Mit der einen gelang der Dialog; die andere, von der Verfassungsschutz und Islamwissenschaftler eindeutig sagen, sie sei radikal, kontaktierte Hamdan nicht. »Das ist nicht mein



Vermittler, Experte, Muslim, Mensch: Hamdan versteht es, flexibel zwischen verschiedenen Rollen zu wechseln

»Mit extremistischen Muslimen spreche ich nicht«

- > Job und kann er auch nicht sein. Denn meinen Wirkungsgrad und mein Einflussvermögen bei solchen Gruppen schätze ich ohnehin als sehr gering ein«, sagt er.

Im Zentrum der Arbeit des Islamberaters stehen sein Netzwerk in die Verwaltungen, gute Kontakte zu den islamischen Verbänden sowie sein Fachwissen. Hamdan hat in Tübingen studiert und promoviert. Doch auch der eigene Glaube hilft ihm, Hamdan ist selbst Muslim. »Es kommt mir entgegen, dass ich weiß, wie ich mich in einer Moschee zu verhalten habe, wie ich gläubigen Frauen begegne, älteren Autoritätspersonen«, sagt Hamdan. »Das ist eine gute Grundlage, damit überhaupt ein Dialog möglich wird. Ich werde als Vertrauensperson anerkannt – von beiden Seiten.«

Hamdan ist auch deshalb erfolgreich, weil er weiß, wann seine fachliche Kompetenz gefragt ist, wann das Vermitteln eines Ansprechpartners – und wann der Mensch in ihm. Neulich saß er in einer Besprechung mit einem Bürgermeister und einem Integrationsbeauftragten. Und wusste, dass rationale Antworten die Fragen der Kommune nicht beantworten können. Die beiden klagten, sie hätten schon diverse Anläufe unternommen, mit einer islamischen Jugendorganisation zusammenzuarbeiten, doch eine Kooperation sei trotzdem nicht entstanden. »Da habe ich beschlossen, jetzt lege ich den Berater ab und spreche mal kurz als Mensch, als Muslim.« Er erzählte von seiner eigenen Kindheit, wie er aus

dem Libanon als Kriegsflüchtling nach Deutschland kam, wie er Deutsch lernte, wie Deutschland seine neue Heimat wurde und er trotzdem immer unterschätzt wurde, oft Arroganz begegnete, Herablassung. »Auch mit Dokortitel hat sich das manchmal noch nicht geändert.«

Hamdans Bestreben geht weit über die einzelnen Beratungen hinaus, er begreift sein Tun eher als Lebensaufgabe denn als Beruf: »Wir müssen sensibler für die jeweils andere Partei werden. Versuchen, ihr Denken nachzuvollziehen, selbst wenn es uns nicht logisch erscheint. Ich strebe einen grundsätzlichen interreligiösen Dialog an, ein gesellschaftliches Umdenken.«

Seit Jahrzehnten gehören Muslime zur deutschen Gesellschaft und trotzdem begegnet Hamdan noch heute Vorurteilen, Vorbehalten. »Wir sprechen so viel über den Islam und trotzdem wissen die Menschen noch immer zu wenig darüber.« Es fehle an authentischen Erfahrungen, islamische Akteure müssten stärker einbezogen werden. »Dafür braucht es Transparenz bei den Moscheen und Verbänden, aber auch Offenheit bei den Behörden, einander zu verstehen.«

Und so oft er versucht, islamophobe Vorurteile zu bekämpfen, so oft versucht er auf der anderen Seite, Muslimen klarzumachen, »die Welt hat sich nicht gegen euch verschworen«. Dass er dabei weder von staatlicher Stelle kommt noch als Sprecher eines muslimischen Verbands agiert, kommt ihm bei seiner Arbeit sehr entgegen. Für Muslime gilt er nicht als staatliche Kontrollinstanz, für Behörden nicht als Lobbyist einer Religion. »Ich bin ein Vermittler. Ich überlege, wie zwei Seiten ins Gespräch kommen können. Wie sie kurzfristige Probleme lösen können und langfristig zusammenarbeiten.«

Dass er dabei als Muslim in einer katholischen Einrichtung arbeitet, löst oft Verwunderung, immer aber Interesse aus: »Die Kirchen sind in Deutschland fest verankert, sie sind auf staatlicher Seite als Dialogpartner genauso akzeptiert wie bei den islamischen Verbänden.« Die Beteiligung der Kirchen schaffe Authentizität und Dialogmöglichkeiten.

Auch in seinem ersten kniffligen Fall hat Hamdan die evangelische und katholische Kirche im Ort einbezogen. Im Herbst sprechen dann zum ersten Mal die örtlichen Vertreter der Stadt, der Moschee und der christlichen Kirchen miteinander. Einfach wird die Annäherung sicher nicht, aber die Basis steht. »Ich hoffe, in Zukunft noch viele Probleme lösen zu können«, sagt Hamdan. »Denn wir alle sind eine Gesellschaft, egal, woran wir glauben. Den offenen Fragen in diesem Zusammenleben können wir nicht aus dem Weg gehen, wir müssen zusammen Antworten finden.«



Lisa Rokahr findet, dass interreligiöse Konflikte nicht nur Experten beschäftigen sollten. Schließlich sind sie eine gesellschaftliche Aufgabe – und Dialog braucht weniger Fachwissen als das Interesse aneinander.

:: Viel mehr als Religion

In den rund 2.300 muslimischen Gemeinden in Deutschland beraten Ehrenamtliche oft weit über religiöse Aspekte hinaus. Im Projekt »Muslimische Gemeinden als kommunale Akteure« lernen sie, zwischen ihren Gemeinden und der Stadtverwaltung zu vermitteln

Wie meldet man sich bei einem Verein an? Wer betreut die pflegebedürftige Mutter? Was tun bei Schulproblemen? Viele Muslime in Deutschland wenden sich mit solchen alltäglichen Fragen an ihre Religionsgemeinden. Dort sind es oft Ehrenamtliche, die beim Umgang mit Behörden helfen, beim Ausfüllen von Anträgen oder die Nachhilfe geben. Sie genießen das Vertrauen der Gemeindemitglieder und sind wertvolle Ansprechpartner für Kommunen, die immer öfter den Dialog mit muslimischen Gemeinden suchen.

Burak Kolat ist einer der Ehrenamtlichen. Der 22-Jährige ist in Hamm aufgewachsen und studiert Maschinenbau in Bochum. Schon früh entdeckte er seine Leidenschaft für Fußball und arbeitete ehrenamtlich als Sporthelfer an seiner Schule. Seit zwei Jahren ist er aktiv in seiner Gemeinde, der Sultan-Ahmet-Moschee in Hamm, wo sich schon sein Großvater und sein Vater engagiert haben. »Unsere Gemeinde tut viel für uns Jugendliche. Wir sind die Nachfolgenden. Es wäre nicht gut, wenn wir unsere Gemeinde nicht unterstützen würden«. Mit Kindern und Jugendlichen zu arbeiten, habe ihm schon immer Spaß gemacht; eine gelungene Veranstaltung sei »die größte Belohnung«, die man haben könne. Aber: »Wenn es keiner in die Hand nimmt, kommt man nicht weit«. Als der Vorsitzende seiner Moschee ihn vor einigen Monaten fragte, ob er bei dem Projekt »Muslimische Gemeinden als kommunale Akteure« mitmachen wolle, überlegte Burak nicht lange.

2013 von der Robert Bosch Stiftung und dem Goethe-Institut initiiert, stärkt das Projekt ehrenamtliche Vermittler wie Burak. Dies geschieht durch Wei-



Die Jugendlichen aus Hamm mit Burak Kolat (3. v. li.) engagieren sich in ihrer Gemeinde und motivieren andere erfolgreich dazu mitzumachen

terbildungen zu kommunalen Strukturen und Themen wie Bildung, Arbeitsmarkt und Jugendarbeit, bei Bedarf auch mit Deutschkursen. An fünf Orten – Essen, Ingolstadt, Hamburg, Hamm und Mannheim – nehmen bereits rund 100 Ehrenamtliche teil. In festen Gruppen von etwa 15 Personen tauschen sie sich regelmäßig mit Vertretern der Kommunen aus. Vor allem aber vernetzen sich die Ehrenamtlichen untereinander und wählen eigene Arbeitsschwerpunkte.

In Hamm ist Jugendarbeit der Schwerpunkt. Schon länger hatten die Gemeindevertreter beobachtet, dass sie den Kontakt zu ihren Jugendlichen immer mehr verloren. Neben Burak kamen fast 30 junge Männer und Frauen im Alter von 17 bis 24 zum Projekt dazu und diskutierten mit den Älteren, wie muslimische Jugendarbeit heute aussehen könnte. Mittlerweile bilden die Schüler und Studenten eine eigene Gruppe, deren Ideen von

Sportveranstaltungen bis zu einem Berufs- und Studieninformationsbüro reichen. Wie motivieren sie die Jugendlichen in ihren Gemeinden? Erst einmal, sagt Burak, zeigten sie den Jüngeren, dass ehrenamtliche Arbeit Spaß mache und sie davon profitierten: »Durch Spiele gewinnt man die Kleinen, aber es ist wichtig, sie auch in die Organisation von Veranstaltungen einzubinden. Wir sorgen dafür, dass uns immer Jüngere begleiten, und irgendwann sagen wir ihnen dann: Das planst du jetzt. So übernehmen sie Verantwortung und hinterher loben wir sie: Das habt ihr gut gemacht.« Die Jugendgruppe ist in Hamm mittlerweile bekannt. Als Vorbild sieht Burak sich nicht, aber der Stolz auf die gemeinsame Arbeit klingt durch: »Dass wir mitreden dürfen und selbst entscheiden, was wir machen wollen, finde ich super.« Auf der Sonderausstellung »200 Jahre Westfalen. Jetzt!« in Dortmund werden sie ihre Arbeit erstmals öffentlich vorstellen.

Gastfreundlichkeit
gepaart mit Retrostil:
Das ist das Grandhotel
Cosmopolis



Die Schweizerin Sibil ist
Köchin in der Hotelküche



In dem Augsburger
Projekt darf jeder
mitmachen



Die Hotelzimmer für Gäste sind
von Künstlern gestaltet

:: Menschen nehmen, wie sie sind

Ein ungewöhnliches Projekt in Augsburg vereint Flüchtlingsheim, Hotel und Ateliers unter einem Dach. Das Beispiel strahlt in die ganze Republik – und alle fragen: Wie macht ihr das? Das Geheimrezept ist eigentlich ganz einfach

Von Eva Wolfangel

Das Lachen verfängt sich in den vielen Verzweigungen der alten Linde, die hier schon vieles gesehen hat. In ihrem Schatten sitzen die Menschen, essen und lachen. Und sie erzählen die Geheimnisse aus der Küche. »Gulestan knetet den Teig wie ein Sumoringer«, ruft einer und seine Stimme schlägt um vor Vergnügen. »Sie sitzt am Boden und schlägt auf den Teig mit den Fäusten ein.« Ja, so macht man das in Gulestans Heimat, dem Irak. Und Sibil, die Schweizer Köchin mit moderner Kurzhaarfrisur, Sommerkleid und Sonnenbrille, die eigentlich ein Catering-Unternehmen in Berlin betreibt und hier in Augsburg ehrenamtlich mitarbeitet, nickt anerkennend: »Ich habe noch keinen Hefeteig gesehen, der so gut aufgeht.« Gulestan, die die Aura einer italienischen Mama im Herzen einer Pizzeria hat, grinst bescheiden. Sie will nicht über das reden, was ihr in ihrer Heimat widerfahren ist und das sie vor zwei Jahren angetrieben hat, ganz allein mit ihrer damals siebenjährigen Tochter in die weite unbekannte Welt zu fliehen, weg von Mutter, Vater und Bruder. Nicht über das, was sie erlebt hat als Frau allein in den Flüchtlingsunterkünften. Jetzt gerade zählt das alles nicht. Jetzt zählt das, was sie kann.

Die alte Linde hat schon viel gesehen in diesem Hof in einem Gässchen im Augsburger Zentrum. Erst wohnten hier Senioren, dann schloss das Altenheim und es wurde vier Jahre lang ruhig. Dann kamen diese Künstler: Sie diskutierten Tage und Nächte über ein Konzept, sie überzeugten schließlich den Hausherrn, die Diakonie, neben dem geplanten Flüchtlingsheim auch einen kreativen Hotelbetrieb und Ateliers im Gebäude unterzubringen und daraus das »Grandhotel Cosmopolis« zu machen. Es waren Künstlerinnen wie Susa, die »eigentlich« in Berlin lebt, aber hier irgendwie hängen geblieben ist, weil sie ihre Verantwortung spürt, die Welt mitzugestalten. »Die Gesellschaft sieht Flüchtlinge nur als Belastung, dabei sind sie auch eine Bereicherung«, sagt sie. »Allein der Mut, den Menschen wie Gulestan aufgebracht haben, alles Vertraute zu verlassen. Jetzt können sie etwas geben.«

Am Nachbartisch fragt eine Studentin mit blonden Dreadlocks einen schmalen Afghanen, der sein Baby im Buggy hin- und herschiebt: »Hast du dein Werkzeug dabei und kannst mein Fahrradschloss knacken? Es geht nicht mehr auf.« Der Afghane ist hier »Upcycling«-Experte: Er macht aus kaputten Fahrrädern neue ganze. Wenige Meter daneben steht ein Mann in einer geblühten Hausfrauenschürze und erzählt allen, die es hören wollen, euphorisch von seinem ersten Putzdienst im Hotel. »Mit 57 bin ich noch mal Praktikant!« Er ist Künstler und Schauspieler aus New York und wollte sich dieses Projekt einfach mal anschauen. Wie alle Neuen beginnt er in der Putzkolonne, um alles von Grund auf kennenzulernen. Er schwingt seinen Besen, als sei er ein Geschenk.

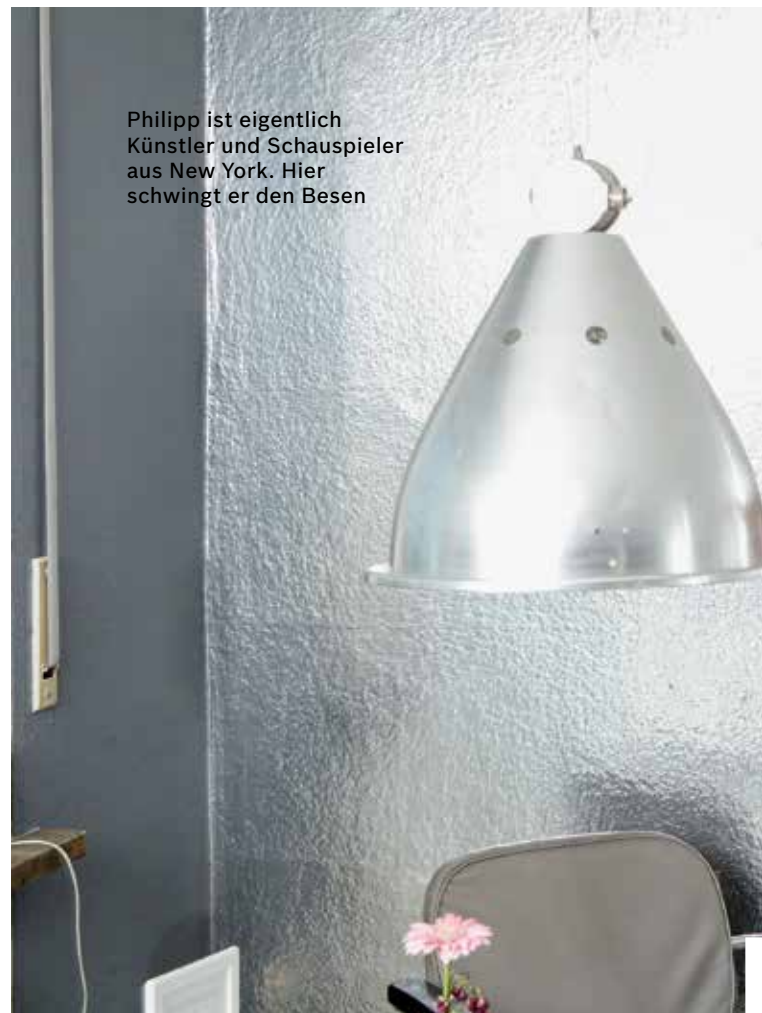
Mit dem Grandhotel kamen die Kinder, die in großen Gruppen unter der Linde durchrennen, die alle Geheimgänge kennen – und bisweilen plötzlich in der Küche landen. »Raus mit euch, an die frische Luft!«, ruft Anna, mit 71 die dienstälteste Freiwillige im Grandhotel. Sie räumt zusammen mit Renate, 67, die Reste des Mittagessens weg. »Bist du blöd, arbeiten ohne Geld dafür zu bekommen?« Das hört Anna oft, wenn sie ihren früheren Kollegen oder Freunden von »ihrem« Hotel erzählt. Aber wieso nicht? »Es kommt so viel zurück, es ist eine andere Art von Bezahlung«, sagt sie mit strahlenden Augen. Aus den Rentnerinnen sind Hoteliers geworden, wie sich hier alle nennen.

Aus allen Ecken des Hotels strömt diese Grundhaltung. Manche haben ihre sicheren, gut bezahlten Jobs aufgegeben, um endlich etwas richtig »Sinnvolles« zu tun. Andere, wie die Künstler Susa oder Peter, arbeiten zwölf Stunden am Tag, sieben Tage in der Woche für das Projekt und strahlen Enthusiasmus aus. Köchin Sibil wird fast täglich von Gulestan, der irakischen Mutter, in der Küche unterstützt. »Wir haben wenig gemeinsame Worte und eigentlich nur Barrieren zwischen uns«, beschreibt Sibil diese Beziehung, »wir verstehen nichts und gleichzeitig alles.« Eines Tages fragte Gu- >

> Iestan sie, ob sie mit ihr zum Elterngespräch in die Schule gehen könne. Sie verstehe die Lehrerin so schlecht. »Ich habe dann von Deutsch zu Deutsch übersetzt«, sagt Sibil lachend. Sie dolmetschte zwischen den Welten der Lehrerin und der Flüchtlingsfrau. »Wir gehen hier zusammen ein neues Miteinander ein, es geht nicht um Anpassung«, sagt Sibil, »für mich ist es die Chance, in eine völlig neue Welt einzutauschen.« Das mache sie glücklich. Dabei schien am Anfang alles schiefzugehen. 150.000 Stunden Freiwilligenarbeit waren bereits investiert, das Hotel umgebaut, eine tolle Lobby als zentraler Treffpunkt mit Bar, »unser Fenster zur Außenwelt«, wie Susa sagt, der erste Raum, den sie bezogen. Als endlich alles stand und die Flüchtlinge einzogen, folgten ihnen die Abschiebebescheide auf den Fuß. »Wir waren entsetzt«, erinnert sich Susa, »schließlich war Partizipation die Grundlage des Konzepts.« Aber wie sollte man Menschen einbinden, die nicht nur traumatisiert ankommen, sondern innerhalb weniger Tage abgeschoben werden und nichts anderes im Kopf haben als die Angst vor der Zukunft? Die Künstler waren in der Realität angekommen.

So wie Pfarrer Fritz Graßmann viele Jahre zuvor. Der Leiter der Diakonie sucht nach Lösungen für das Flüchtlingsthema und sitzt mit Susa beim Kaffee unter der alten Linde im Hof. Er kann sich gut erinnern, wie er vor vier Jahren zum ersten Mal die Tür aufschloss für diese Leute, von deren Andersartigkeit er fasziniert war. Sie stellten Engagement vor Bürokratie, sortierten Menschen nicht in Schubladen – und nahmen sich einfach Zeit. »Ihr entwickelt Modelle für die Zukunft der Gesellschaft«, sagt er zu Susa, »dieses Bild hier wirkt in die ganze Republik.« Dabei machen Susa, Sibil und ihre Freunde nur das Normale: »Wir arbeiten hier nicht als Gutmenschen«, sagt Susa, »wir nehmen Menschen, wie sie sind.« Das erfahren auch die Hotelgäste. An diesem Morgen sitzen Ursula Heyer und Sabine Woysch, zwei Damen in den Siebzigern, in der Retro-Lobby bei Brötchen mit Marmelade. Die Freundinnen aus Wolfenbüttel und Ludwigsburg machen gemeinsam Urlaub und sind angetan vom Grandhotel: »Hier wird sehr herzlich mit allen umgegangen«, sagt Ur-

Philipp ist eigentlich Künstler und Schauspieler aus New York. Hier schwingt er den Besen



sula Heyer, »die Menschen haben immer Zeit und ein offenes Ohr.« Die beiden sprechen offen über ihre Angst vor Vorurteilen gegenüber den Flüchtlingen: »Für mich ist das hier auch eine Übung, mich nicht zu verschließen«, sagt Sabine Woysch, »man trifft hier total unterschiedliche Leute, das tut gut.« Lange vorher haben die beiden reserviert, die 16 künstlerisch gestalteten Zimmer sind gefragt. Die Freundinnen ziehen los, jede gibt eine Spende fürs Frühstück – auch für die Hotelzimmer darf jeder so viel zusätzlich zu einem Sockelbetrag bezahlen, wie er möchte – und verschwinden vergnügt nach draußen.

»Wie macht ihr das?«, werden die Hoteliers immer wieder gefragt – beispielsweise von Kommunen, die Flüchtlinge aufnehmen wollen und nach einem Vorbild suchen. Oder von Unternehmen, die wissen wollen, wie man so vielen verschiedenen Menschen gerecht werden kann. »Unser Freiwilligenmanagement ist nichts anderes als Mitarbeiterbindung«, sagt Susa. Ihr Manager ist Peter, auch wenn er das Wort nicht mag. Denn im Grandhotel gibt es keine Chefs, schon gar keine Manager, alles ist streng basisdemokratisch organisiert. Praktikanten dürfen sich selbst aussuchen, was sie tun. Sie dürfen nicht nur, sie müssen. »Meine Aufgabe ist, gemeinsam mit jedem Einzelnen herauszufinden, was sein Potential ist«, sagt Peter. Die Leute, von Praktikanten über Sozialdienstler, die eine Strafe abarbeiten, bis hin zu den klassischen Ehrenamtlichen, sollen selbständig werden. Auch wenn die meisten denken, sie sind das schon. »Aber

Im Hotel zu Hause Grandhotel Cosmopolis

Das Grandhotel Cosmopolis ist durch und durch ein Gemeinschaftsprojekt: Die Diakonie stellt das Gebäude, die Regierung von Schwaben finanziert die Unterkunft der Flüchtlinge. Die Robert Bosch Stiftung fördert das Modellprojekt seit Mai 2013, weil es Flüchtlinge in die Gesellschaft integriert, statt sie auszugrenzen. Es ermöglicht den Austausch zwischen Flüchtlingen und Bewohnern der Stadt – ein Austausch, der helfen kann, Konflikte um Asylbewerberunterkünfte zu vermeiden.

www.grandhotel-cosmopolis.org



Eine kleine
Spende vom
Brücke e.V. (o.),
das Grandhotel
von außen (li.)



Ein Besucher
im Grandhotel
Cosmopolis

diese Freiheit gibt es nicht im normalen Berufsleben.« Dort gibt es einen Chef, der sagt, was zu tun ist. Hier gibt es: alles. Peter zeigt auf die alte Linde: »Dieser Baum wäre nicht so schön ohne all seine Verästelungen. Aber jede Verästelung ist eine Sackgasse.« Wer eine Lösung finden will, kann nicht immer nur den direkten Weg gehen.

Im Grandhotel findet jeder seinen Weg. Hasib aus Afghanistan repariert Fahrräder, Snezana aus Mazedonien baut Pavillons aus alten Lattenrosten, ihr Mann Oliver spricht fünf Sprachen und vernetzt alle vom Tresen in der Lobby aus, Gulistan kocht gerne – und Vanessa aus Uganda hat dank der Hilfe der Künstler eine Lehrstelle als Köchin gefunden. Vor einigen Jahren, mutterseelenallein auf der Flucht, dachte sie, es geht nicht weiter. »Die Menschen hier, die waren immer für mich da«, sagt sie, »ich werde immer für sie da sein.« Alle sind im Projekt aufgeblüht, hat Sibil beobachtet. »Hier ist eine Zelle, wo Leute ankommen und hoffentlich zur Ruhe kommen können, sie können Vertrauen fassen und sich wieder spüren.« Es brauche Zeit und möglichst wenig Druck. »Das können wir bieten, dass Leute sich angenommen fühlen.« Und das gelte für alle im Grandhotel: Es ist eine große Erfahrung, angenommen zu sein. Das ist das Geheimrezept.



Eva Wolfangel lebt ein atemloses Journalistenleben. Bei der Recherche im Grandhotel ist ihr klargeworden, wie wichtig Zeit, Geduld und Umwege sind, um gesellschaftliche Herausforderungen zu lösen.

!! Stadtbesichtigung

Wie soll sie sein, die ideale Stadt? Wer wohnt in einer perfekten Stadt und wie gehen die Menschen dort miteinander um? Die Chamisso-Preisträgerin Zehra Çırak hat sich auf eine lyrische Suche begeben

Zehra Çırak Drei Städte als Heimat

Die Lyrikerin Zehra Çırak wurde 1960 in Istanbul geboren. Als Dreijährige zog sie mit ihrer Familie vom Bosphorus nach Deutschland und wuchs in Karlsruhe auf. Seit über dreißig Jahren lebt sie nun schon in Berlin. Die drei Städte – Istanbul, Karlsruhe und Berlin – bezeichnet sie als ihre »drei Heimaten«. Dabei bildet Istanbul für sie einen Sehnsuchtsort: »Es wäre schön, in Berlin in die U-Bahn zu steigen und nach einigen Stationen in Istanbul zu sein, ohne umsteigen!« – ein Wunsch, mit dem sie in Berlin sicherlich nicht allein ist ... Çırak wurde gleich zweimal mit dem Adelbert-von-Chamisso-Preis der Robert Bosch Stiftung ausgezeichnet: 1989 mit dem Förderpreis und 2001 schließlich mit dem Hauptpreis. Außerdem erhielt sie 1993 den Friedrich-Hölderlin-Förderpreis sowie 2005 den Lyrikpreis von Sardinien »Premi di poesia Multiethnica Olbia«.



Es sollte eine glückliche Stadt sein
dort sollten sich Leute treffen
Bekanntschaften machen
und bei Plauderminütchen auf den Straßen
sollten sie lachen
wobei andere Vorbeispazierende sich
nach ihnen umwenden und lächeln sollten
weil es angenehm ist etwas zu erlauschen
so beim Vorübergehen
und den Häusern sollten sie wieder Namen geben
wie den Straßen und Plätzen und Nachbarn
Geschichten sollten sie erzählen
von Fenster zu Fenster Worte weitersagen
die von einem Ende der Stadt bis zum
anderen Ende sich verändern
wie die Gesichter der Buchstaben
die aus den Mündern fallen
auf Straßen und Wege
wie es sie in solchen Städten zu finden gibt
wenn gesucht wird von Gebäude zu Gebäude
langsam dahingeschritten
und Leute gehen ein und aus
durch Türen die manchmal offen bleiben
da kann hineingeschaut werden
wie in die Fenster
der vergessenen Gesichter
die manchmal dastehen wie Häuser
die bereits besichtigt wurden

Dieses Gedicht wurde zuerst veröffentlicht in Çıraks Gedichtband »In Bewegung.
Gedichte und Prosaminiaturen«, Verlag Hans Schiler, Berlin.



BILDUNG

:: Die große Bühne für große Leistungen

Bundeskanzlerin Angela Merkel überreichte den Deutschen Schulpreis an die Gesamtschule Barmen aus Wuppertal – fünf weitere Preise für hervorragende Schulen aus ganz Deutschland

DENNIS WILMS BRINGT ES auf den Punkt: »Beim Deutschen Schulpreis kann Schule endlich mal zeigen, was sie leisten kann. Und zwar auf ganz großer Bühne«, sagte der Fernsehmoderator, der seit 2010 alle Verleihungen dieser in Deutschland einzigartigen Auszeichnung begleitet hat. Sechs Schulen zeichneten Robert Bosch Stiftung und Heidehof Stiftung in diesem Jahr in Berlin aus; neun weitere hatten es in die Finalrunde geschafft und waren bis zum letzten Moment in der Heilig-Kreuz-Kirche in Berlin wahnsinnig gespannt und aufgeregt. Doch als Bundeskanzlerin Angela Merkel den wichtigsten Umschlag geöffnet hatte, war der Hauptpreisträger klar: die Gesamtschule Barmen in Wuppertal, Nordrhein-Westfalen. Sie erhielt 100.000 Euro. Fünf weitere Preise und je 25.000 Euro waren wenige Minuten vorher an Schulen in Bremen, Hamburg, Rostock, Flensburg und Würzburg



vergeben worden (siehe Kasten). Was macht das Besondere der Barmener Siegerschule aus? Vor allem beeindruckt hat die Jury des Deutschen Schulpreises das hervorragende Schulklima. Jeder Schüler ist dort für irgendetwas verantwortlich: ob als Pate, Medienscout oder Schulsanitäter. »Ich habe selten eine Schule erlebt, an der Schüler, Lehrer und Eltern so respektvoll und wertschätzend miteinander umgehen«, lobte Juryvorsitzender Professor Michael Schratz von der Universität Innsbruck. Gleichzeitig sei die



Dennis Wilms, Ingrid Hamm, Kurt Liedtke (v. li.) freuen sich mit den Siegern

»Konsequenz im Unterricht« ein wichtiger Teil des Erfolgsrezepts. An diesem Rezept lassen die Wuppertaler nun viele andere interessierte Schulen und Lehrer teilhaben. Denn wie alle bisherigen Preisträger engagieren sie sich in der Deutschen Schulakademie. Die 2014 gegründete unabhängige Institution für Schulentwicklung und Lehrerfortbildung ist bundesweit tätig und macht es anderen Schulen möglich, aus dem Erfahrungsschatz der rund 50 Preisträgerschulen seit dem Jahr 2006 zu lernen.

www.deutscher-schulpreis.de



Da strahlte auch die Kanzlerin: glückliche Schüler in Berlin

Der Deutsche Schulpreis Preisträger 2015

- Gesamtschule Barmen, Wuppertal: Hauptpreis und 100.000 Euro
- Berufsschule Don Bosco, Beratungszentrum, Würzburg: 25.000 Euro und »Preis der Jury«
- Ganztagsgymnasium Klosterschule, Hamburg: 25.000 Euro
- Grundschule am Buntentorsteinweg, Bremen: 25.000 Euro
- Jenaplanschule Rostock: 25.000 Euro
- Waldschule, Grundschule der Stadt Flensburg: 25.000 Euro



Mit- und voneinander lernen: Projekt INTERTUT, Charité in Berlin

GESUNDHEIT

:: Lernen ohne Scheuklappen

Im Programm »Operation Team« lernen angehende Ärzte, Pfleger und Therapeuten, gemeinsam die Patienten zu versorgen

WER SICH HEUTE FÜR einen Gesundheitsberuf entscheidet, bleibt in Deutschland während der Ausbildung meistens unter seinesgleichen. Denn bisher sind die Lerninhalte sowohl im Medizinstudium als auch in der Ausbildung zum Krankenpfleger oder Therapeuten fast ausschließlich auf den eigenen Berufsstand ausgerichtet. Dabei wird es immer wichtiger, die Betreuung von Patienten berufsübergreifend aufeinander abzustimmen – auch aufgrund der zunehmenden Zahl chronischer Krankheiten und der wachsenden Bedeutung von Mehrfacherkrankungen und Demenz. Aber gute Zusammenarbeit gelingt nicht von selbst; sie muss gelernt und eingeübt werden. Seit 2014 zeigen acht Projekte des Programms »Operation Team«, wie das gelingen kann. So trainieren in Greifswald seit kurzem Pflegeschüler des zweiten Lehrjahres zusammen mit Medizinstudenten in einem zweitägigen Intensivkurs den Ernstfall. In Simulationen üben sie in wechselnden Rollen mit lebensechten Puppen und professionellem OP-Equipment. Dabei werden die Teilnehmer mit authentischen Notlagen konfrontiert, beispielsweise einem frisch operierten Patienten mit plötzlicher Atemnot. Kernziel ist immer, die auf einen Beruf konzentrierte Lernkultur aufzubrechen und interprofessionelle Lehrangebote dauerhaft zu verankern – vor allem im Medizinstudium. Erfahrungen zeigen, dass gerade hier die Lehrpläne oft so eng getaktet sind, dass entsprechende Lerneinheiten in der Ausbildung keinen Platz finden. Daher stellt die Stiftung die Bedingung, dass an jedem Projektteam eine medizinische Fakultät beteiligt sein muss. Die Macher des Projekts »INTERTUT – kooperativ lernen, lehren & arbeiten« an der Universitätsmedizin Charité Berlin entschieden sich daher, als ersten Schritt studentische Tutorien für interprofessionelles Lernen außerhalb des Curriculums anzubieten – mit Erfolg! Lehrende und Lernende der beteiligten Berufe entwickelten gemeinsam vier verschiedene Tutorien als vierstündige Module, die mehrmals erfolgreich angeboten und evaluiert wurden. Dafür hat man Tutoren aus den beteiligten Ausbildungsgängen eingestellt und geschult. Außerdem entstanden Arbeitsmaterialien, die von den verschiedenen Einrichtungen in der Ausbildung genutzt werden können. Die Stiftung setzt das Programm fort: Im Herbst 2015 startet eine neue Ausschreibung für bis zu zehn weitere Projekte, die unabhängig von Berufsgrenzen das gemeinsame Arbeiten lernen wollen. www.bosch-stiftung.de/operationteam

WISSENSCHAFT

:: Mitreißend und multimedial

Internet Special: Masterclass »Zukunft des Wissenschaftsjournalismus« zeigt zehn innovative Projekte

MIT DER GESAMTEN MEDIENBRANCHE steckt auch der Wissenschaftsjournalismus im Umbruch. Wie können Wissenschaftsjournalisten ihre Geschichten heute mitreißend erzählen, ansprechend umsetzen und multimedial präsentieren? Das zeigen die Projekte der Masterclass »Zukunft des Wissenschaftsjournalismus«. Die Teilnehmer verließen für ihre Arbeiten den Rahmen des bisher Üblichen und experimentierten mit neuen Präsentations- und Erzählformen. Entstanden sind informative und vielschichtige Projekte, etwa der Beitrag »Die dunkle Seite



Zuckerrohranbau in Brasilien: Was bedeutet er für Mensch und Umwelt?

des Zuckers«, der Reportagetext, Videoaufnahmen und Animationen miteinander verknüpft und ein eindrückliches Bild vom Zuckerrohranbau in Brasilien zeichnet. Das Internet Special www.bosch-stiftung.de/masterclass präsentiert alle Projekte und gibt Hintergrundinformationen. Mit der Masterclass »Zukunft des Wissenschaftsjournalismus« unterstützen Robert Bosch Stiftung und Reporter-Forum e.V. ausgewählte Wissenschaftsjournalisten bei der Umsetzung ihrer innovativen Ideen und fördern die Vielfalt und handwerkliche Qualität im Wissenschaftsjournalismus – und damit auch die bessere Information der Leser über die Wissenschaft.

ROBERT BOSCH ACADEMY

:: Der Film-Fellow

Mirsad Purivatra ist Direktor des Sarajevo Film Festivals und derzeit einer der Richard von Weizsäcker Fellows an der Robert Bosch Academy

Purivatra
widmet sich in
Berlin einem
eigenen Projekt:
Film Screenings
@Academy



BERLIN IST JETZT sein Zuhause auf Zeit. Mirsad Purivatra, geboren 1958 in Sarajevo und seit 20 Jahren Direktor des Sarajevo Film Festivals, fühlt sich wohl in der Stadt der Berlinale. Begonnen hat er seine außergewöhnliche Karriere in den 1980er-Jahren im Sarajevo Obala Art Centar mit Theaterproduktionen, die weltweit Aufsehen erregten. Dann, 1995 mitten im Balkankrieg, zwischen Belagerung und Dauerbeschuss, gründete er mit anderen das Sarajevo Film Festival. »Wir mussten für uns, aber auch für die anderen Bewohner Sarajevos so etwas wie ein kulturelles Leben aufbauen«, erinnerte er sich in einem Spiegel-Gespräch aus dem Jahr 2011. »Bei Mitarbeitern internationaler Organisationen konnten wir einen Videoprojektor auftreiben, auch einen Stromgenerator und etwas Benzin. Dann suchten wir uns einen geeigneten Kellerraum und eröffneten unser Kino.« Film sei die einzige Verbindung zum Rest der Welt gewesen. Heute ist die Veranstaltung in seiner Heimatstadt, so Purivatra, »the sexiest Film Festival from Vienna to Istanbul«.

Dies gelänge wohl kaum ohne sein riesiges Engagement, zum Beispiel für Nachwuchsfilmemacher und die Filmproduktion der ganzen Region. Auch als Richard von Weizsäcker Fellow der Robert Bosch Academy ist Purivatra vielbeschäftigt; er organisiert Film Screenings mit der Robert Bosch Academy, pflegt alte und knüpft neue Kontakte. Er genießt seinen Aufenthalt in Berlin: »In jedem Alter hat man die Chance, zu lernen und Wissen zu teilen. Das gelingt hier wunderbar.«

Die Robert Bosch Academy in Berlin



Die Einrichtung der Robert Bosch Stiftung wurde 2014 gegründet.

Sie versteht sich

als Ort des interdisziplinären, multilateralen Dialogs und der lösungsorientierten Zusammenarbeit zu den globalen Herausforderungen des 21. Jahrhunderts.

www.robertboschacademy.de



Startschuss in Berlin: Workshop für die Teilnehmer des Programms »Europa erfahren«



Besuch im Projekt »Prinzessinnen-garten« in Berlin-Kreuzberg

VÖLKERVERSTÄNDIGUNG

:: Interkultureller Dialog per Zugticket

Europa erfahren: 150 junge Leute aus Balkanländern reisen vier Wochen quer durch die EU

SIE KOMMEN AUS ALBANIEN, Bosnien und Herzegowina, dem Kosovo, Mazedonien, Montenegro und Serbien. Und sie haben vier Wochen Zeit, um ausgestattet mit einem Interrail-Ticket und etwas Taschengeld durch Europa zu reisen. Zum neunten Mal lud die Stiftung 150 Studenten aus den Balkanländern ein, die Länder der Europäischen Union im doppelten Sinn zu »erfahren«. Das vom Balkan Trust for Democracy organisierte Projekt findet großes Interesse und ist aktueller denn je: Denn ohne diese Unterstützung hätten die jungen Leute kaum eine Chance auf eine solche Tour mit vielen Begegnungen und spannenden Erfahrungen. Der gemeinsame Auftakt in Berlin für die gesamte Gruppe war das erste Highlight. Es gab u.a. ein Gespräch mit Doris Pack. Die ehemalige Abgeordnete des EU-Parlaments warb eindringlich um Europas Nachwuchs: »Die Zukunft aller Balkanstaaten liegt in der Europäischen Union. Und Sie alle sind Botschafter dieser Zukunft. Denken Sie daran, wenn Sie in den nächsten Wochen durch Europa reisen.«

www.bosch-stiftung.de/europaerfahren

VÖLKERVERSTÄNDIGUNG

:: Ideen für die nordafrikanische Stadt

Erfolgreiches Seminarangebot für Fachleute der Stadtentwicklung aus Nordafrika – erstmals Teilnehmer aus Algerien dabei – Programm in Berlin mit Gesprächen, Vorträgen und Exkursionen

DER ANDRANG WAR GEWALTIG: Rund 200 Stadtplaner und -entwickler aus Marokko, Algerien und Tunesien bewarben sich dieses Jahr um die 18 Plätze des Programms »Baladiya – Neue Wege in der Stadtentwicklung«. Damit übertraf die zweite Ausschreibung des von der Robert Bosch Stiftung initiierten und finanzierten Programms alle Erwartungen. Die Teilnehmer sind Experten, die in Kommunen, Ministerien oder Planungsbüros ihrer Heimatländer alle vor ähnlichen Herausforderungen stehen: Wie können Städte etwa mit der dramatischen Landflucht umgehen, die immer mehr Menschen in die Städte treibt und so die Städte an ihre Grenzen bringt? Das dreiteilige Baladiya-Format besteht aus einem Vorbereitungsseminar in Tunis, mehrwöchigen Modulen in Deutschland und einem Abschlusssseminar in Rabat. Diskussionen, Vorträge, Exkursionen und Kompetenztrainings wechseln sich ab. Wie funktioniert Altstadtsanierung und welche Rolle spielt der Klimawandel in der Stadtplanung? Diese und weitere Fragen behandeln



Unterwegs in der Hauptstadt:
Baladiya-Teilnehmerin

die Teilnehmer und bestimmen die Themen im Seminar maßgeblich mit. Baladiya ermutigt sie, eigene Vorhaben zu entwickeln, und hilft ihnen, transnationale Netzwerke zu knüpfen. Meriem Chabou, eine Teilnehmerin aus Algier, erklärt ihre Vision für ihre Heimatstadt: »Unsere Bevölkerung wächst schnell, daher ist es wichtig, neu zu bauen. Genauso wichtig ist es aber, das zu erhalten, was bereits da ist. Algier hat wunderschöne große

Gebäude mit Innenhöfen – wie geschaffen für die algerischen Großfamilien. Viele der Neubauten sind aber eher nach europäischem Vorbild gebaut und viel zu klein. Ich würde mir wünschen, dass die neuen Gebäude an die Familienverhältnisse in Algerien angepasst würden.« Die Deutsche Gesellschaft für Internationale Zusammenarbeit (GIZ) unterstützt Baladiya im Rahmen ihres CoMun-Vorhabens und die Europäische Akademie Berlin führt das Programm durch. Während des Seminars im spätsommerlichen Berlin war viel Raum für den fachlichen Austausch, die gemeinsame Weiterentwicklung von Projektideen und für Inspirationen aus der deutschen Hauptstadt und ihrem Umland. Oder für Inspirationen aus der ersten Runde von Baladiya, die 2014 endete. Denn heute wird die Idee des ehemaligen Teilnehmers Khaled Ben Abdesslem Realität: In seiner tunesischen Heimatstadt Sousse entsteht ein klimaneutrales Rathaus. Der Spatenstich erfolgt im Herbst.

www.baladiya.eu

BILDUNG

:: »Wir sind komplett!«

Das UWC Robert Bosch College in Freiburg startet mit 206 Schülern aus 88 Ländern ins neue Schuljahr

ES SIEHT FAST AUS wie die Vollversammlung der Vereinten Nationen, als sie alle ankommen: Am 21. August begann für 206 Schüler und 28 Lehrer das neue Schuljahr am UWC Robert Bosch College. Nach dreimonatiger Sommerpause wurde es wieder sehr lebendig zwischen Schülerhäusern, modernem UWC-Gelände und der ehemaligen, historischen Kartaus. Die Schülerzahl hat sich mit dem neuen Jahrgang verdoppelt. »Wir freuen uns auf 103 neue Schüler mit ihren vielfältigen Potentialen und Talenten«, so Rektor Laurence

Nodder zur Begrüßung. »Gemeinsam sind alle ein »Mikrokosmos der Menschheit« und stehen für eine hoffnungsvolle Zukunft. Wir freuen uns auch, dass mit ihrer Ankunft die Gründungsphase des Robert Bosch College abgeschlossen ist – wir sind komplett!« Das UWC Robert Bosch College ist ein einzigartiges, zweijähriges Oberstufeninternat für Jugendliche aus der ganzen Welt. Es wurde im September 2014 als größtes Einzelprojekt in der Geschichte der Robert Bosch Stiftung eröffnet. www.uwc.de

Drei von jetzt 206
Schülern am
UWC Robert
Bosch College in
Freiburg



VÖLKERVERSTÄNDIGUNG

:: Kulturen kennen – Konflikte lösen

Das Programm EPRIE bringt junge Erwachsene aus Europa und Asien zusammen



Persönliche Kontakte sind eine gute Voraussetzung für Verständigung

DAS EXCHANGE PROGRAM for Regional Integration in East Asia and Europe (EPRIE) richtet sich an eine besondere Teilnehmergruppe. Die jungen Erwachsenen aus Frankreich, Deutschland und Polen sowie aus China, Südkorea und Japan, die in einer Summer School in Seoul und Tokio zum Thema »Nations and Identity« arbeiteten, eint eine gemeinsame Erfahrung: Ihre Herkunftsnationen verbindet eine von Krieg geprägte und teilweise bis heute belastende Vergangenheit. Während die Versöhnung in Europa weit vorangekommen ist, fehlen in Ostasien noch weitgehend entsprechende Gesten oder konkrete Entschuldigungen. Nach den gemeinsamen Workshops und Seminaren – in diesem Sommer zu den Themen regionale Identität in Zeiten der Globalisierung, Nationalismus in Ostasien und regionale Zusammenarbeit in Europa – bleiben die Teilnehmer dem Programm als Alumni verbunden. So entsteht ein wachsendes Netzwerk, dessen Mitglieder sich für Austausch und Verständigung einsetzen. EPRIE wird vom Korea-Verband, Berlin, durchgeführt und von der Robert Bosch Stiftung unterstützt. Programmpartner sind die Friedrich-Ebert-Stiftung, die Yonsei University, Seoul, und die East Asia Foundation. www.eprie.net

Angestiftet – was bleibt?



2011

Von 2011 bis 2013 war **Anne-Kathrin Topp, 30**, Teilnehmerin des Programms Robert Bosch Kulturmanager in der Russischen Föderation. Heute ist sie die Geschäftsführerin des »DAVOS FESTIVAL – young artists in concert«. Die internationale Kulturarbeit ist ihr seit vielen Jahren ein persönliches Anliegen

:: Es gibt viel Musik in Ihrem beruflichen Werdegang. Warum?

Anne-Kathrin Topp: Dass ich einmal im Bereich Musik- und Kulturmanagement landen würde, hätte sich meine Blockflötenlehrerin im Kindergarten wohl kaum träumen lassen. Ich selbst bin leider wenig musikalisch. Ich habe da eher eine Sprachbegabung und bereits in einigen Ländern gelebt, studiert und gearbeitet. Irgendwann merkte ich jedoch, dass Musik auch nur eine Sprache ist, die aber den Vorteil hat, dass sie von Menschen ganz unterschiedlicher Kulturen universal und verbindend verstanden wird.

:: Wie kamen Sie dazu, Kulturmanagerin der Stiftung zu werden?

A-K. T.: Ich habe seit meiner Schulzeit mit Russland zu tun: Meine erste Fremdsprache war Russisch, der erste Schüleraustausch ging 2000 nach Moskau. Ich habe Kulturgeschichte mit Schwerpunkt Russland studiert und fand das Programm reizvoll: eigenständig deutsch-russische Kulturprojekte initiieren und durchführen, Künstler zusammenbringen und nachhaltige Kooperationen gestalten, die nicht nur künstlerisch inspirieren, sondern auch mehr Verständnis für Russland und Deutschland, Land und Leute auf beiden Seiten schaffen. Dass ich diesen Anspruch in einer geschichtsträchtigen Stadt wie Wolgograd, die Russen und Deutsche auf immer verbinden wird, gestalten konnte, war ein großes Glück.

:: Was sagen Sie zum aktuellen deutsch-russischen Verhältnis?

A-K. T.: Mich beschäftigen natürlich die derzeit sehr angespannten deutsch-russischen Beziehungen, sowohl beruflich wie privat. Ich bin mit einem Russen verheiratet, jeder von uns hat seine Informationsquellen, seine Meinung, und die Diskussionen sind vor allem die Ukraine betreffend sehr kontrovers. Aber ich bin der Auffassung, dass man immer differenzieren muss und nicht aus Trotz Brücken abbrechen darf. Man würde wichtige Kulturarbeit von Jahrzehnten zunichtemachen. Ich erlebe immer wieder bei Reisen und in Projekten, dass Russen ein großes und echtes Interesse an Deutschland und Europa haben. Es kommt auf den Dialog auf Augenhöhe an und diesen gilt es trotz aller politischen Spannungen ehrlich fortzuführen.



2015

:: Was bleibt aus Ihrer Zeit als Kulturmanagerin?

A-K. T.: Mich haben die zwei Jahre sehr geprägt. Ich habe in vielen Bereichen, wie Projektmanagement, Sponsoring und Öffentlichkeitsarbeit, Wichtiges gelernt und konnte mich in der Programmarbeit ausprobieren. Die Kontakte in Russland und Deutschland haben sich seither zu einem sehr inspirierenden Netzwerk gesponnen, das bei Fragen und Problemen Antworten und Lösungen anbietet.

:: Neu in der Geschäftsführung: Uta-Micaela Dürig

UTA-MICAELA DÜRIG FÜHRT SEIT dem 1. Juli 2015 gemeinsam mit Prof. Dr. Joachim Rogall die Geschäfte der Robert Bosch Stiftung. Sie tritt die Nachfolge von Dr. Ingrid Hamm an, die nach über zwölf Jahren an der Spitze der Stiftung mit Erreichen der Altersgrenze aus der Geschäftsführung ausgeschieden ist. Dürig (Jahrgang 1964) ist ausgebildete Tageszeitungsredakteurin und schloss nebenberuflich ein Studium am Institut für Kommunikationswissenschaften der Freien Universität Berlin ab. Sie arbeitete u. a. in der ersten Gesamtberliner Regierung sowie als Leiterin der Unternehmens- und Marketingkommunikation verschiedener Unternehmen. Von 2004 bis Ende Oktober 2014 leitete Dürig die weltweite Unternehmenskommunikation sowie die Bereiche Markenmanagement und Nachhaltigkeit der Robert Bosch GmbH, Stuttgart. Seit Anfang 2015 hat sie sich in die nationalen und internationalen Stiftungskontakte eingearbeitet und bereits das Stiftungsprojekt zur Bekämpfung der Jugendarbeitslosigkeit in Europa verantwortet. Dürig ist verheiratet und hat eine Tochter.



Uta-Micaela Dürig setzt auf Integration, Frieden und Zusammenhalt

GESELLSCHAFT

:: Startschuss für mehr Engagement

50 Kommunen sind seit September »Engagierte Stadt«. Eine breite Allianz an Partnern fördert bürgerschaftliche Initiativen

ZUM START GAB

es bereits Lob von Bundesfamilienministerin Manuela Schwesig: »Bürgerschaftliches Engagement findet durch die großartige Arbeit der Menschen vor Ort statt«, sagte die Ministerin. Für das neue Netzwerkprogramm »Engagierte Stadt« wählte eine Jury 50 Teilnehmer von Flensburg bis zum Titisee aus, die bis Ende 2017 mit bis zu drei Millionen Euro gefördert werden. Erstmals stehen nicht einzelne Projekte im Fokus, sondern das Ziel, vor



Engagement von Bürgern fördern

Ort mit Akteuren aus Zivilgesellschaft, Kommunalpolitik und Wirtschaft zu kooperieren und eine dauerhafte Infrastruktur fürs Engagement zu schaffen. »Engagierte Stadt« ist eine gemeinsame Initiative von Bertelsmann Stiftung, BMW

Stiftung Herbert Quandt, Generali Zukunftsfonds, Herbert Quandt-Stiftung, Körber-Stiftung, Robert Bosch Stiftung und dem Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend.

www.engagiertestadt.de

PERSONALIA

NEUE MITARBEITER

Büro Geschäftsführung: Michael von Winning
Gesundheit und Wissenschaft: Laura Agricola, Kirsten Lieps, Kerstin Schmenger
Bildung, Gesellschaft und Kultur: Stephanie Gläser, Kristin Görlitz, Natalie Rajevic, Miriam Schader, Judith Völkel, Dagmar Wolf
Völkerverständigung Amerika und Asien: Thomas Henneberg, Julia Sonntag
Völkerverständigung Europa und seine Nachbarn: Maja Augustinovic, Bernd Böttcher, Eva Gonderová, Kristina Kappler
Repräsentanz Berlin: Doreen Buchheiser, Elke Ludwig, Jannik Rust, Madeleine Schneider, Laura Strömpel
Zentralbereich: Daniel Gödecker, Lucas Oechsner
Kommunikation: Larissa Joos, Marina Kunert, Ulrike Penk

AUSGESCHIEDEN

Gesundheit und Wissenschaft: Daniela Neumann
Bildung, Gesellschaft und Kultur: Franziska Germer, Franziska Kegler, Gudrun Kiener, Dr. Martin Kilgus, Andrea Mayer
Europa und seine Nachbarn: Katja Mahler, Anna-Maria Manz, Gerlinde Müller, Hanna Stähle
Repräsentanz Berlin: Marian Klatt, Aykut San, Egbert Zimanga
Zentralbereich: Eva Dohlus, Ute Kayser
Trainee: Janine Künzer

IMPRESSUM

**Robert Bosch Stiftung Magazin,
Nr. 19, Oktober 2015**

Das Magazin erscheint in einer Auflage von 8.500 Exemplaren. Eine PDF-Version steht unter www.bosch-stiftung.de zum Download bereit.

Herausgeber

Robert Bosch Stiftung GmbH,
Heidehofstraße 31, 70184 Stuttgart,
magazin@bosch-stiftung.de

Geschäftsführung

Uta-Micaela Dürig, Prof. Dr. Joachim Rogall

Verantwortlich

Stefan Schott, Bereichsleiter Kommunikation

Redaktion

Ulrike Penk (Ltg.), Stephanie Rieder-Hintze

Layout und Produktion

C3 Creative Code and Content GmbH, Berlin

Druck

J. F. Steinkopf Druck GmbH, Stuttgart
ISSN-Nr. 1865-0910